

Voraussetzungen, Grundannahmen und Vorgehen einer historisch-vergleichenden Medienwissenschaft

M. Giesecke Okt 2007

Absicht der Vorlesung ist nicht die Vermittlung von Wissen über die Geschichte von Medien sondern über die Annahmen, Methoden und Ziele der Mediengeschichtsschreibung (Mediale Historiographie)

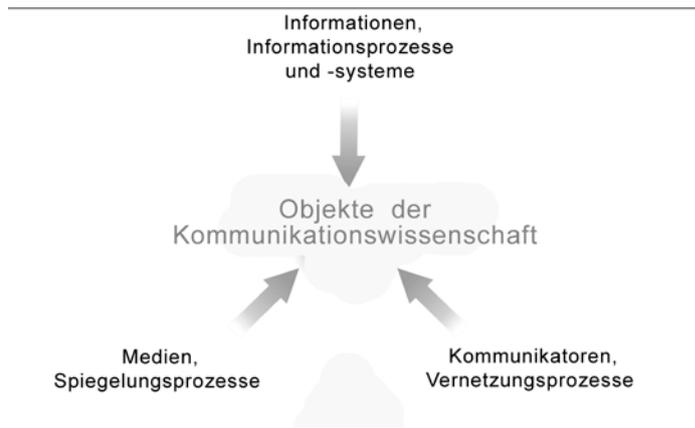
Voraussetzungen

Als grundsätzliche Klärung vorab: Ich behandle Medien aus einer kommunikationswissenschaftlichen Perspektive, die im Einzelnen zu erläutern hier zu weit führen würde. Festzuhalten bleibt aber, daß es aus dieser Sicht keinen Sinn macht, von Medien zu sprechen ohne zugleich auch von Kommunikatoren zu reden. 'Telephon', 'Buch', 'Stimme' usf sind alltägliche Phänomene, die als solche nicht wissenschaftlich untersucht werden können. Man muß sie theoretisch modellieren, damit sie zum Objekt irgendeiner Wissenschaft – und damit auch der Mediengeschichtsschreibung – gemacht werden können. Und dies geschieht, indem man sie z.B. als Vernetzungsmedien zwischen Kommunikatoren behandelt. Wir haben dann Kommunikationssysteme – zusammengesetzt aus Medien und Kommunikatoren – als Untersuchungseinheit.

Das heißt im Übrigen auch, daß es keinen Sinn macht, von Kommunikatoren oder Sender/Empfänger als Kommunikationswissenschaftler zu sprechen, ohne die vermittelnden Medien im Auge zu haben. Es gibt keine medienfreie Verständigung (Und es macht auch keinen Sinn sowohl von Medien als auch von Kommunikatoren zu sprechen, ohne zugleich 'Information' mitzudenken – aber das ist noch ein weiteres Feld, das hier nicht besprochen wird.)

Die Untersuchungszelle darf auch bei historischen Untersuchungen nicht zerstört werden. 'Mediengeschichte' heißt insoweit: Geschichte von Medien in Kommunikationssystemen. ‚Vergißt‘ man die Klärung der kommunikativen Bezugssysteme und sieht nur irgendwelche 'Medien', dann hat man den Objektbereich der Kommunikationswissenschaft verlassen – und betreibt bspw. Technikgeschichte. Es geht in dieser Hinsicht dem Kommunikationswissenschaftler nicht anders als Vertretern anderer Disziplinen auch: Wenn eine Biologin sich nur mit Atomen oder chemischen Molekülen beschäftigt und die 'lebenden Zellen' aus den Augen verliert, dann arbeitet er als Physiker oder Chemiker aber eben nicht mehr als Biologin. Zumindest gilt dies solange, bis sich unsere Kultur nicht auf ein alternatives Wissenschaftskonzept geeinigt hat.

Abb. 1 Gegenstände der Kommunikationswissenschaft



Kommunikations- und Mediengeschichte als linearer Prozess

In der sozialwissenschaftlichen Kommunikations- und Mediengeschichtsschreibung ist es üblich, die Veränderung beliebiger kommunikativer Phänomene in In der sozialwissenschaftlichen Kommunikations- und Mediengeschichtsschreibung ist es üblich, die Veränderung beliebiger kommunikativer Phänomene in Abhängigkeit von der Zeit darzustellen. Es entstehen Kurven wie z. B. die folgende:

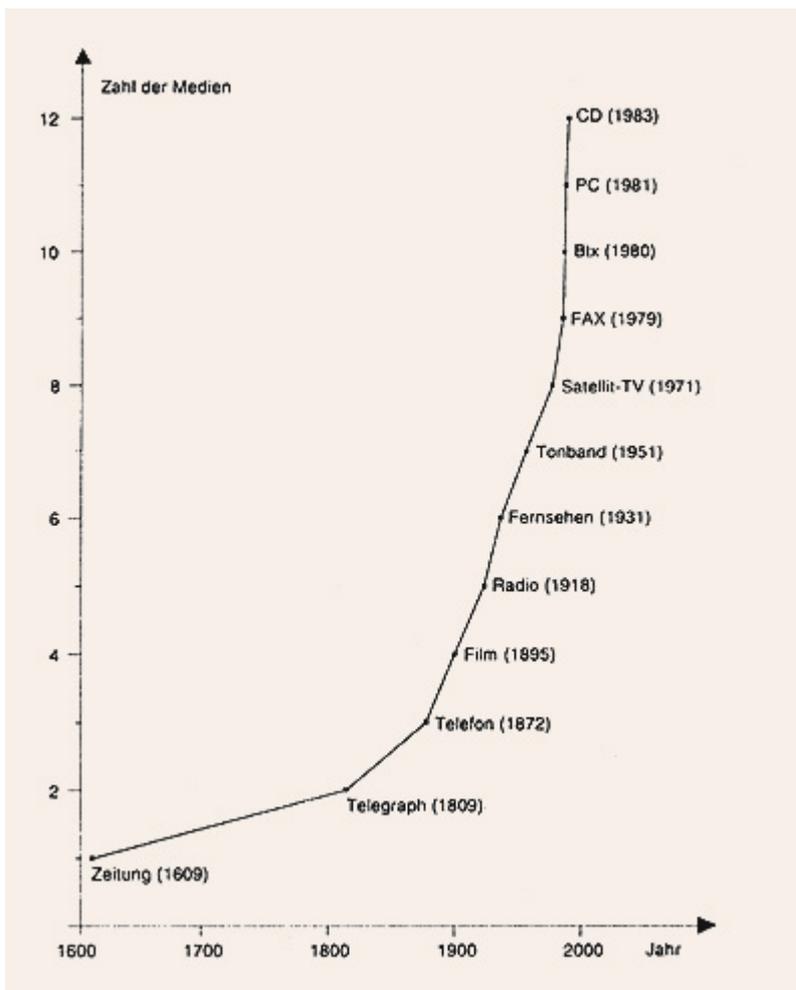


Abb. 2: Klaus Merten: Evolution der Kommunikation, in: Merten/Schmidt/Weischenberg (Hg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Opladen 1994, S. 142.

Diejenigen Autoren, die bei 'Kommunikationsgeschichte' an die Geschichte 'sozialer Kommunikation' denken und als Kommunikatoren im wesentlichen Menschen, soziale Systeme und vielleicht auch technische Apparate in Betracht ziehen, kommen kaum umhin, allenthalben exponentielle Wachstumskurven zu entdecken.

Die Zahl der sozial produzierten, technischen Medien steigt. Auch die Anzahl der sozialen Kommunikatoren nimmt beständig zu. Die Kurve der Zunahme der Weltbevölkerung unterstützt diese Sicht:

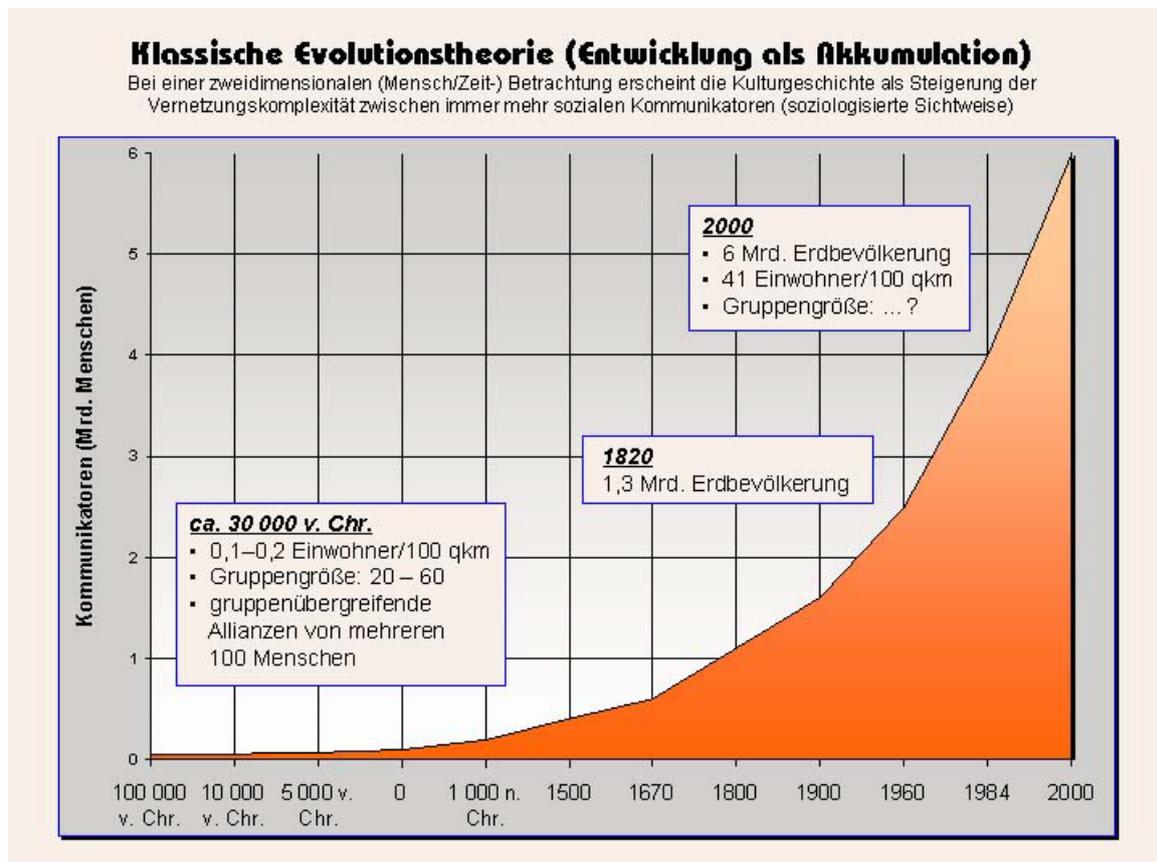


Abb.3: Klassische Evolutionstheorien

Geschichte erscheint als Prozeß der *Veränderung* von sozialen Faktoren. Und die Veränderung läßt sich als positiver oder negativer Wachstumsprozeß - mehr oder weniger vom selben - begreifen.

Zu Modellen, die mehr von der Vielfalt realer Wandlungsprozesse in unserer Kultur erfassen, gelangt man, wenn man das zu erklärende Phänomen als Resultante mehrerer anderer Prozesse auffaßt, die Kommunikations- und Mediengeschichte als das emergente Produkt mehrerer Prozesse beschreibt.

Der ökologische Ansatz einer kulturvergleichenden Medienwissenschaft

Die Vorschläge der Ökologie sind in den Kommunikations- und Medienwissenschaften noch immer wenig aufgegriffen, und insofern lohnt eine Auseinandersetzung.

Die Ökologie kann, wenn man sie auf ihre modelltheoretischen Grundannahmen reduziert, die für eine Theorie kultureller Kommunikation fruchtbar zu machen sind, *erstens* als *Lehre von den Wechselbeziehungen zwischen artverschiedenen Elementen* verstanden werden.¹ Sie ist damit a) eine Lehre über Relationen zwischen zwei oder mehreren Elementen, über Strukturen, Systeme und Netzwerke. Sie ist b) eine Lehre über das Zusammenwirken nicht nur und nicht in erster Linie von gleichartigen, sondern von verschiedenartigen Elementen. Sie untersucht inhomogene Systeme und Netzwerke. Sie ist c) eine Lehre nicht über lineare und einseitige Wirkungen, sondern über Wechselwirkungen.

Gegenstand der ökologischen Untersuchungen ist die Koevolution, die wechselseitige Abhängigkeit von Elementen, von Systemen und Netzwerken.

Historisch ist die Ökologie *zweitens* als *Biosystemtheorie* entstanden. Wie andere Systemtheorien auch geht diese davon aus, daß a) biogene Systeme nach Erhalt der Komplexität, nach System- bzw. Arterhalt streben (Gleichgewichtaxiom). Zum anderen ist b) die Biosystemtheorie eine kybernetische Theorie. *Es ist ein Grundgedanke der Ökologie, die Ökosysteme (und deren Elemente) als informationsverarbeitende Systeme aufzufassen*, die sich selbst aufgrund von Programmen, die Sollwerte für das Wahrnehmen und Handeln festlegen, steuern.² Hier liegt der unmittelbare Anschlußpunkt für eine Kommunikations- und Medienwissenschaft, die ihre Objekte ebenfalls als informationsverarbeitende Systeme auffaßt.

Der dritte Grundpfeiler der Ökologie ist das Axiom der begrenzten Ressource. Nicht nur konkrete Ökosysteme, sondern das gesamte ökologische Netzwerk hat knappe, nur umschichtbare, aber nicht erweiterbare Ressourcen. Das Öffnen einer Verbindung bedeutet das Schließen einer anderen, Gewinn und Verlust halten sich auf längere Sicht die Waage. Die Materie ist endlich und unzerstörbar, aber sie läßt sich transformieren.³ Ökologische Modelle bieten sich deshalb immer dann an, wenn es um die unterschiedliche Verteilung von *begrenzten Ressourcen* geht. Das Prinzip der Ressourcenknappheit steht schon häufig unausgesprochen hinter vielen kommunikationswissenschaftlichen Untersuchungen. Explizit wird es beispielsweise im Hinblick auf die Grenzen der Aufmerksamkeit und der Verarbeitungskapazität von Sender/Empfänger in Anspruch genommen. Es orientiert die mediengeschichtliche Forschung darauf, bei der Einführung neuer Medien immer auch nach der Vernichtung und Verdrängung alter Medien zu fragen. »Jedem Vorteil, den eine neue Technologie mit sich bringt, steht immer ein Nachteil gegenüber«, und »Technologischer Wandel vollzieht sich nicht additiv, sondern ökologisch«, so faßt der vermutlich bekannteste Vertreter medienökologischer Untersuchungen in diesem Sinne, Postman, zusammen.⁴

Besonders attraktiv sind die Grundannahmen der Ökologie, wenn sie zugleich für die Modellierung von Kulturen *und* von Kommunikation in Anspruch genommen werden können. Wenn die Rede von

¹ Da die Ökologie selbst schon auf anderen Theorien fußt und sie im Laufe ihrer Geschichte viele Anregungen anderer Disziplinen aufgenommen hat, ist die Herkunft der Axiome nicht immer klar abzugrenzen. Hinzu kommt, daß Grundgedanken der Ökologie von anderen Schulen aufgenommen und isolierend weiterentwickelt werden. Die Beziehungslehre hat so eine Fortschreibung in der Systemtheorie erfahren, die Steuerungs-idee wurde in der Informationstheorie aufgenommen. Die wissenschaftshistorischen Apriori und Aposteriori spielen für die Argumentation in diesem Kapitel keine ausschlaggebende Rolle.

² Vgl. Giesecke: Von den Mythen der Buchkultur, S. 183-186.

³ Das Axiom der Ressourcenknappheit hat eine lange philosophische Tradition, die sich spätestens seit den griechischen Naturphilosophen und dann bei Aristoteles nachweisen läßt.

⁴ Sieben Thesen zur Medientechnologie. In: Werner D. Fröhlich/Rolf Zitzelsperger/Bodo Franzmann: Die verstellte Welt. Beiträge zur Medienökologie. Frankfurt/M. 1988, S. 9-22, hier S. 10 und S. 18. Vgl. auch Postman: Das Verschwinden der Kindheit. Frankfurt/M. 1987; ders.: Wir amüsieren uns zu Tode; ders.: Das Technopol. Die Macht der Technologien und die Entmündigung der Gesellschaft. Frankfurt/M. 1992.

»kultureller Kommunikation« oder von »Medienkulturen« ist, so stehen immer sowohl kultur- als auch kommunikations- bzw. medientheoretische Konzepte im Hintergrund, und es wird nach der Wechselwirkung zwischen Medien/Kommunikatoren und den Kulturen gefragt. *Kulturen lassen sich ebenso wie Kommunikationssysteme als Ökosysteme und als ökologische Netzwerke verstehen, die durch das Zusammenwirken (die Koevolution) artverschiedener Elemente, durch begrenzte Ressourcen und durch kybernetische Steuerungsprogramme gekennzeichnet sind.*

Als eine allgemeine Beziehungslehre bietet die Ökologie einen guten Ausgangspunkt für die Untersuchungen nicht nur des Miteinanders, sondern auch des Gegeneinanders der Medien und Kulturen im kulturellen Netzwerk. Sie lenkt die Aufmerksamkeit nicht auf das einzelne Medium und einzelne Kommunikationssysteme oder eine isolierte Kultur, sondern auf die Vernetzung von Medien, Systemen und von Kulturen in der »*Kommunikativen Welt*«.

Die Grundannahmen der Ökologie und ihre Anwendung auf die Kommunikationswissenschaft sind in Abb. 4 zusammengefaßt. Exemplarisch sollen zunächst die Konsequenzen des ökologischen Ansatzes für die kulturvergleichende Mediengeschichte erkundet werden.

Abb. 4: Grundannahmen der Ökologie und ihre Anwendung auf die Kommunikationswissenschaft

□ *Ökologie als Lehre von den Wechselbeziehungen zwischen artverschiedenen Elementen*

Gegenstand der Untersuchung sind *Relationen* zwischen Kommunikatoren, Medien, Informationen und zwischen Kommunikationssystemen – keine einzelne Elemente.

Schwerpunkt der Untersuchung sind Relationen zwischen den artverschiedenen Elementen, aber es können auch (gleichartige) Kommunikatoren, Medien, Informationen untereinander verglichen werden. In der dynamischen Dimension steht die Wechselwirkung (Koevolution) zwischen den Relata – nicht einseitige Wirkungen (monokausale Prozesse) im Vordergrund.

Die Annahme artverschiedener Relata erfordert eine ontologische Typologie (Modell der Arten, logische Typenlehre und eine Emergenztheorie als Theorie über die Beziehung zwischen den Typen/Ebenen).

Die ökologische Kommunikationswissenschaft betrachtet Menschen, Kulturen und andere Kommunikationssysteme als Netzwerke artverschiedener Elemente. Kommunikatoren befinden sich z. B. untereinander und mit den Medien in Koevolution (Zusammenhang von Sinnen- und Medienwandel).

□ *Ökologie als kybernetische Biosystemtheorie*

Die Kommunikationssysteme und deren Elemente lassen sich als informationsverarbeitende Systeme begreifen,

- die sich durch Programme selbst steuern,
- deren Informationsverarbeitung eine Rückkopplungskreislauf bildet,
- die nach Systemerhalt streben und im Fließgleichgewicht mit der Umwelt stehen. Sie sind offen und geschlossen, selbstregulierend und umweltabhängig.

□ *Ökologie als Lehre des Umgangs mit begrenzten Ressourcen*

Die radikale Gleichgewichtsökologie nimmt an, daß die Ressourcen der kommunikativen Netzwerke, der Kommunikatoren, der Informationsverarbeitung, der Medien usw. begrenzt sind. Das Öffnen einer Verbindung im Netz bedeutet das Schließen einer anderen, die Aufmerksamkeit von Informationssystemen auf die Umwelt kann nicht beliebig erweitert werden, die Gesamtzahl der genutzten Medien bleibt konstant usw.

Methodisch wird die Kommunikationswissenschaft auf *Prämierungsanalysen* und Gewinn: Verlust-Betrachtungen orientiert.

Eine *ökologische Betrachtung* geht von anderen Voraussetzungen aus und kommt zu anderen Ergebnissen. Zunächst kann sie sich nicht damit begnügen, einen einzelnen Faktor zu isolieren. Ihre Gegenstände sind Relationen zwischen inhomogenen Faktoren. Bei historischen Betrachtungen müssen diese insgesamt – als Cluster – zu einem zeitlichen Parameter in Beziehung gesetzt werden. Einen solchen Ansatz hat beispielsweise Werner Faulstich in bezug auf die Geschichte der Kommunikationsmedien in menschlichen Kulturen verfolgt.

»Es steht zu vermuten, daß die Zahl der gesellschaftlich jeweils relevanten oder dominanten Kommunikationsmedien, aus denen sich das Mediensystem einer Hochkultur zusammensetzt, quantitativ schon immer relativ konstant war. Sobald eine Veränderung eintritt, sei es das Aufkommen neuer Medien, sei es die Ausdifferenzierung eines alten Mediums in mehrere, wird diese numerische Begrenzung offenbar insoweit wirksam, als vormalige Medien gesamtgesellschaftlich in ihrer Bedeutung reduziert werden und sich schließlich in bloßen medialen Funktionen erschöpfen, also instrumentell, arbiträr und entsprechend austauschbar werden. Das ist insofern erstaunlich, als unterschiedliche Populationsgrößen in einer Region – beispielsweise die klassische Antike im Vergleich zum Bevölkerungsboom im europäischen Hochmittelalter oder einer Multimillionenbevölkerung in Griechenland und Italien zu heutiger Zeit – für die Komplexität des jeweiligen Mediensystems *quantitativ* als solche direkt offenbar keine Rolle spielen, jedenfalls nicht in Hochkulturen.«⁵

Die ökologische Betrachtung der Kommunikatoren

Auch im Hinblick auf die Geschichte der Kommunikatoren in den kulturellen Kommunikationssystemen kommt eine ökologische Betrachtung zu anderen Ergebnissen, als sie das Wachstumsmodell in Abb. 2 wiedergibt.

Zunächst ist die eindimensionale Vorannahme zu suspendieren, als Kommunikatoren kämen nur Menschen in Frage. In unserer Gegenwart können als Kommunikatoren beispielsweise unpersönliche Sozialsysteme (Institutionen) und auch technische Systeme fungieren. In der Frühgeschichte, bei den Sammlern und Jägern, gehören auch Tiere und Pflanzen zur Kommunikationsgemeinschaft.⁶ Gehen wir nur von vier möglichen artverschiedenen Kommunikatoren, Menschen, Tiere, Pflanzen und Technik aus, so haben wir schon ein kommunikatives Ökosystem von beträchtlicher Komplexität. Ökologische Historiographie hätte nun zu untersuchen, wie sich die inhomogenen Klassen von Kommunikatoren differenzieren und wie sich im Laufe der Zeit ihr Verhältnis verändert. Dabei wird die Annahme zugrunde gelegt, daß, wenn wir denn ein funktionierendes Ökosystem vor uns haben, in der Geschichte nur eine Verschiebung der Gewichte zwischen den Faktoren zu beobachten sein wird. Der Ausgrenzung der Pflanzen und Tiere entspricht auf der anderen Seite eine enorme Vergrößerung der Anzahl der (lebenden) menschlichen und der technischen Sender/Empfänger.

Die Graphik »Fließgleichgewicht der Kommunikatoren in der Kulturgeschichte« (Abb. 5) versucht, die Koevolution von Mensch, Pflanzen, Tieren und Technik seit dem Tier-Mensch-Übergangsfeld in groben Zügen darzustellen. Natürlich kann eine solche Darstellung bei dem gegenwärtigen Stand kulturökologischer Forschung kaum mehr als eine Visualisierung der Idee sein. Die Idee lautet: Zu Modellen, die mehr von der Vielfalt realer Wandlungsprozesse in unserer Kultur erfassen, gelangt man, wenn man das zu erklärende Phänomen als Resultante mehrerer anderer Prozesse, d. h. einer

⁵ Faulstich: Das Medium als Kult, S. 294.

⁶ Vgl. ausführlich und mit Illustrationen und Animationen auch: »www.mythen-der-buchkultur.de«, Modul 05; sowie in: Giesecke: Von den Mythen der Buchkultur, S. 183 ff.

Kurvenschar, auffaßt. Diese Resultante zeigt gleichzeitig die Grenze an, die das kulturelle Ökosystem der Ausbreitung dieser Faktoren oder Prozesse setzt.

Das Schema geht von (nur) vier artverschiedenen Kommunikatoren aus und setzt ihre Entwicklung so in Beziehung, daß sich das System insgesamt im Fließgleichgewicht befindet.

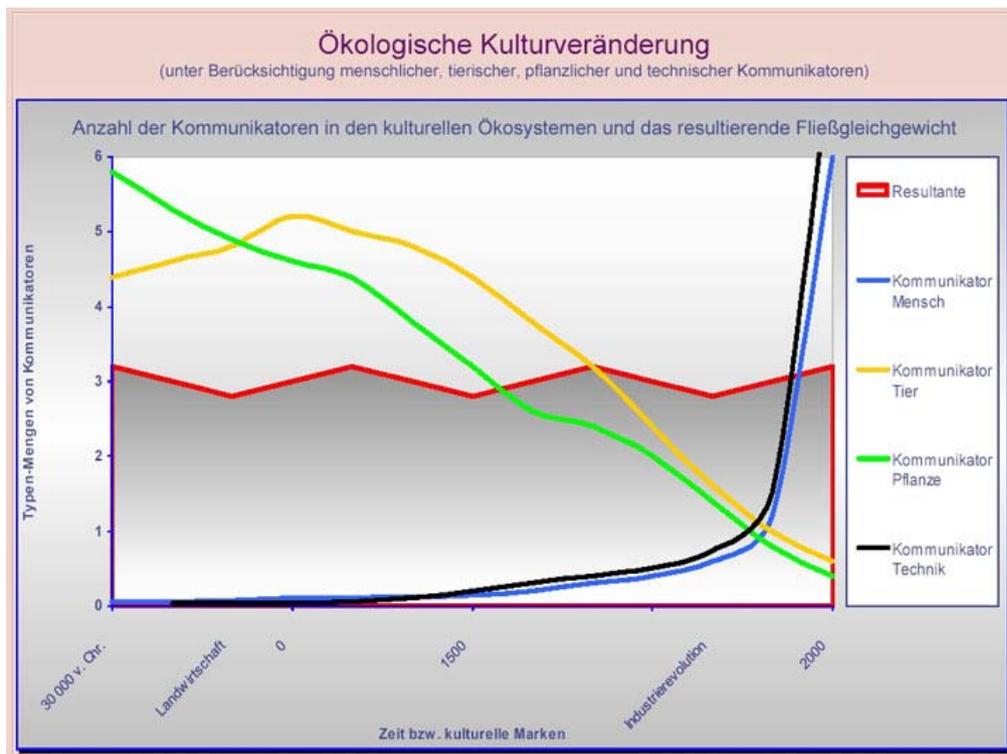


Abb. 5: Fließgleichgewicht der Kommunikatoren in der Kulturgeschichte

Es zeigt auch, daß seit der industriellen Revolution die Balance (wieder) gefährdet ist, weil sich Mensch und Technik einerseits und Tiere und Pflanzen andererseits auseinanderentwickeln. Die Ausschläge, die erforderlich sind, um den Normwert, die Resultante, zu erreichen, werden immer größer. Dieses Verdrängungsverhältnis, daß also die kulturelle Bedeutung der technischen Medien und der sozialen Informationsverarbeitung nur auf Kosten der anderen Medien erreicht wurde, mag man als ökologische Krise deuten. Die Tatsache, daß dem Anstieg der sozialen und technischen Kommunikatoren tatsächlich der fast völlige Ausschluß pflanzlicher, tierischer und abiotischer Kommunikatoren aus dem menschlichen Kommunikationssystem entspricht, bestätigt gleichzeitig die These von der Knappheit der Ressourcen. Wenn man denn davon ausgeht, daß gegenwärtig das Fließgleichgewicht zwischen Mensch – Natur – Technik gestört ist, so folgt aus diesem Ansatz, daß die jüngst verdrängten Medien wieder stärker als Spiegel und gleichberechtigter Partner der Menschen in Anspruch genommen werden müssen – oder daß funktional äquivalente Substitute gefunden werden müssen.

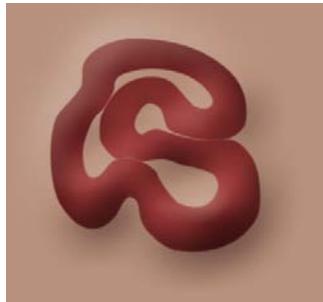
Solche Ungleichgewichte lassen sich auch im Hinblick auf weitere Faktorenbündel, die für die Kommunikationsgeschichte wichtig sind, feststellen. Der ökologische Ansatz eignet sich durchaus nicht nur für die Beschreibung von Medien und Kommunikatoren, sondern wird gelegentlich auch schon benutzt, um in der empirischen Kommunikationsforschung so prominente Themen wie die

Mediennutzung zu verstehen. Auch hier zeigen die Studien, daß von begrenzten Ressourcen auszugehen ist. So ziehen z. B. Wolfgang R. Langenbucher und Angela Fritz folgendes Fazit zur Entwicklung der Mediennutzung in der BRD: »Insgesamt läßt sich feststellen, daß die Reichweite der Medien in ihrer Summe stagniert; ein Mehrangebot durch Kabelfernsehen z. B. führt nicht unbedingt zu einer verstärkten Nutzung. Innerhalb der Zeit, die für die Mediennutzung aufgewandt wird, gibt es jedoch Verschiebungen.«⁷ Und diese Verschiebungen tragen insofern »pathologische« Züge, als »nur ein Teil der Bevölkerung die Fähigkeit und das Engagement besitzt, durch Selbstregulierung ein ökologisches Gleichgewicht zwischen den unterschiedlichen Medienangeboten herzustellen«.⁸ Es kommt bei weiten Teilen der Bevölkerung zu einer Mediennutzung, bei der die Schwächen des einen Mediums nicht mehr durch die Nutzung eines anderen ausgeglichen werden. Das war genau auch die Beobachtung Postmans: Fernseh- und Buchrezeption halten sich gegenwärtig nicht mehr die Waage.

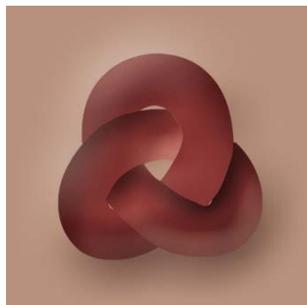
Kulturgeschichte aus ökologischer Sicht

Kulturen unterscheiden sich in der ontologischen Dimension durch die Phänomene, die sie überhaupt als Medien und potentielle Kommunikatoren akzeptieren. Im Weiteren differenzieren sie sich nach der Intensität, in der sie die unterschiedlichen Arten von Medien und Kommunikatoren nutzen und wertschätzen.

Grundsätzlich - so die Prämisse aller Ökologie - kann jedes kulturelle Ökosystem nur eine begrenzte Anzahl von Medien- und Kommunikatoren (-arten) einsetzen. Stellen wir uns ein Endlos-Band vor,



so behält dieses im Großen und Ganzen im Verlauf der Kulturgeschichte immer die gleiche Länge. Andererseits ist dieses Band flexibel, es kann sich in einzelnen Bereichen ausdehnen und im Gegenzug in anderen zusammenziehen. Die Medien- und Kommunikatortypen kann man sich als Abschnitte auf diesem Band vorstellen. Um sie zu trennen, wollen wir uns sie als Schlaufen vorstellen und das kulturelle Band verknoten.



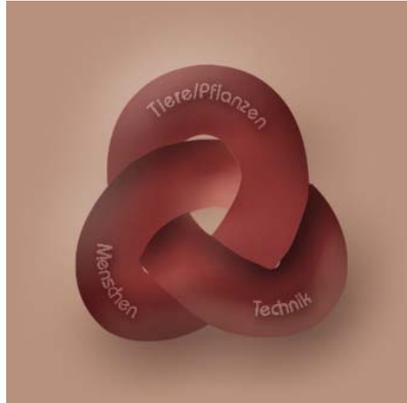
⁷ Langenbucher/Fritz: Medienökologie – Schlagwort oder kommunikationspolitische Aufgabe? In: Fröhlich u. a.: Die verstellte Welt, S. 267.

⁸ Ebd., S. 267 und S. 264.

Wenn wir - um das Prinzip zu demonstrieren - von nur drei großen Klassen von kulturellen Kommunikationsmedien und Kommunikatoren ausgehen:

- Menschen
- Tiere
- Technik

dann würde bei ihrer gleichmäßigen Berücksichtigung folgendes Bild entstehen:

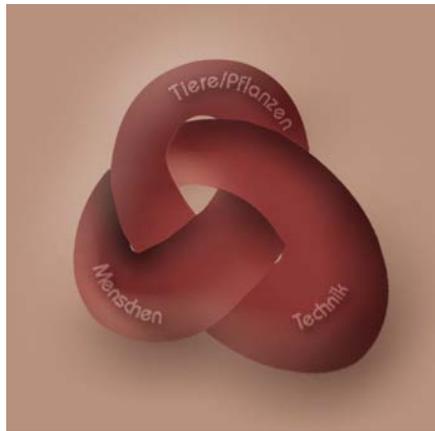


Innere und äußere Kräfte zerran in der Kulturgeschichte an den drei Schlaufen mit unterschiedlicher Kraft, so daß die Symmetrie des Knotens in der einen oder anderen Weise verletzt wird. Die Spezifik der Kulturepochen läßt sich durch die unterschiedliche Dehnung der drei Schlaufen veranschaulichen.

In der vormodernen Gesellschaft spielt die Technik im Kommunikationsprozeß eine untergeordnete Rolle. Tiere und Pflanzen werden demgegenüber als Informationsmedien und Kommunikatoren ausgiebig genutzt.



Die Industriegesellschaften bedienen sich stärker technischer Medien.



Die ökologische Vision hält an der Idee der begrenzten Ressourcen fest. Sie will ihre Ausnutzung aber nicht durch die starre Fixierung auf den einen oder den anderen Typ von Medien/Kommunikatoren beschränken. Vielmehr stellt sie sich auf einen dynamischen Ausgleich (Balance) im historischen Prozeß ein. Je nach den Aufgaben oszillieren die Kulturen zwischen den artverschiedenen Medien, Programmen, Kommunikatoren.

Leistungen und Grenzen der ökologischen Kulturgeschichte

Die Ökologie bietet kein wertneutrales Prozeß- und Geschichtsmodell. Sie prämiert Bestandserhalt und Gleichgewichtsdenken.⁹ Insofern gerät sie leicht in einen Gegensatz zum Denken in den westlichen Industrienationen, die Wachstum und Innovation für unabdingbar und durchaus positive Erscheinungen halten. Insbesondere die kybernetische Biosystemtheorie besitzt insofern eine normative Komponente, als sie von Sollwerten und einem Fließgleichgewicht ausgeht und erst auf dieser Grundlage Ungleichgewichte konstatieren kann. Sie konstruiert Normalformmodelle. Und entsprechend braucht sie Normalformanalysen als methodisches Handwerkszeug.

Der normative Charakter ökologischer Analysen

Dies gilt auch für die Medien- und/oder Kommunikationsökologie. Langenbucher und Fritz stellen denn auch in einem programmatischen Aufsatz »Medienökologie – Schlagwort oder kommunikationspolitische Aufgabe?« fest: »Die Beschreibung des medienökologischen Gleichgewichts ist die Voraussetzung dafür, Schwankungen zu erkennen und so pathologischen Symptomen entgegenwirken zu können.«¹⁰ Erst vor dem Hintergrund von Normalformen lassen sich Abweichungen bemerken:

⁹ Diese Grenzen ökologischen Denkens habe ich in älteren Arbeiten, vor allem in den »Mythen der Buchkultur«, nicht immer genügend berücksichtigt.

¹⁰ Langenbucher/Fritz: Medienökologie, S. 258.

Kybernetische Regeln setzen Normwerte voraus. Werden Grenzwerte überschritten, so setzen Heilungsprozesse, Ausbalancieren, Reparaturen etc. ein. So gesehen arbeitet die Ökologie mit Perfektionsmodellen. Sie fragt vor diesem Hintergrund beispielsweise: »Befindet sich unsere gegenwärtige« – oder jede beliebige historische – »Kommunikationskultur in einem medienökologischen Gleichgewicht mit der Fähigkeit zur Selbstregulation? Könnte es bei Störungen dieses Gleichgewichts zu unerwünschten, schädlichen Entwicklungen kommen?«¹¹ Das Problem ist natürlich, zu entscheiden, wann ein Zustand »normal« und wann er »gestört« oder gar »pathologisch« ist. Die allgemeine Antwort der Ökologie lautet: wenn sich das System erhält, die Schwächen einzelner Komponenten durch die Stärken anderer ausgeglichen werden, die Fähigkeit zur Selbstregulation – und d. h. zum Selbsterhalt – vorhanden ist. Aber diese Antwort verschiebt das Problem nur auf eine andere Ebene. An und für sich gibt es keinen Grund, Bestandsgarantien für beliebige Systeme zu gewähren bzw. zu unterstellen. Da jedes ins Auge gefaßte System auch wieder nur ein Element im ökologischen Netzwerk ist, kann seine Zerstörung durchaus ein Beitrag zur Herstellung eines Gleichgewichts auf einer anderen Ebene sein. Was als »pathologisch« erachtet wird, hängt vom Standpunkt des Betrachters und von der Wahl des Bezugssystems ab. Dies läßt sich auch an einem anderen, noch immer in der bildungspolitischen Diskussion virulenten Beispiel zeigen.

So wird häufig die neuzeitliche europäische Kultur als ein kommunikatives Ökosystem beschrieben, das aus der Balance geraten ist. Die Gründe, die hierfür in Anschlag gebracht werden, unterscheiden sich freilich gewaltig. In diesem Buch wird die Prämierung der typographischen Medien zur Ursache von Dysbalancen erklärt. Die These lautet, daß die typographische Buchkultur je länger, desto stärker zu einer Monokultur ausgebaut wurde und daß dies auf Kosten anderer wichtiger Medien, Kommunikations- und Informationsverarbeitungsformen gegangen ist. Andere Beobachter, von der Frankfurter Schule (Theodor W. Adorno) über Neil Postman und Joshua Meyrowitz, sehen in den neuen elektrischen und elektronischen Medien einen Faktor, der Ungleichgewichte erzeugt hat. Der Einbruch von Fernsehen und Computerspielen gilt als Beginn einer Disharmonie zwischen den Medien in unserer Kultur. Das Beispiel zeigt überdeutlich, daß es nicht einfach ist, Ökosysteme und deren Normwerte zu identifizieren. Wie viele Distanzmedien, wie viel Schriftinformation, wie viele bewegte und unbewegte Bilder braucht eine Kultur, um sich als ausbalanciert zu empfinden? Und: Kann der Beobachter die Selbstbeschreibung dieser Kultur, wenn sie denn einigermaßen eindeutig ist, übernehmen? Oder zeigt sich das »Surplus« der distanzierten Wissenschaft gerade darin, daß sie die prämierten Selbstbeschreibungen (Normen) in Frage stellt? Und wenn sie so verfährt, woher erhält sie ihre Normalformerwartungen? Während sich die Ist-Werte noch mit einiger Mühe erheben lassen, sind die Sollwerte, auf die über möglicherweise sehr lange Zeiträume Pendelbewegungen ausgerichtet sind, kaum zu erkennen. Bestenfalls nach dem Scheitern des Systems weiß man, daß es sich von diesen Sollwerten dauerhaft zu weit entfernt hat. Aber auch dann kann man noch einwenden, daß gerade das Scheitern dieses Systems zum Erhalt eines anderen beigetragen hat – und möglicherweise das Bezugssystem ungenügend abgegrenzt/schlecht ausgewählt wurde.

Prinzipien einer ökologischen Historiographie

Die ökologische Kulturgeschichte im Sinne Postmans faßt Kulturen als Ökosysteme auf und sieht die primäre Funktion der Systeme im Bestandserhalt. Sie schreibt eine Kulturgeschichte vom Standpunkt des Bewahrens aus.

Es gibt in dieser Form der Historiographie *erstens* Veränderungen im Sinne eines Pendelausschlags: Steigern und Vermindern halten sich auf die Dauer die Waage. Positive oder negative Akkumulationsprozesse gleichen sich bei Sollwerten aus. »Geschichte« wird als Balanceakt auf dem Drahtseil kultureller Normen erlebt.

¹¹ Ebd., S. 256 f.

Zweitens beobachten wir Substitutionsprozesse: Sterben bestimmte Faktoren aus, so entstehen Nischen, in denen sich mehr oder weniger angepaßte Substitute einnisten. In der Systemtheorie wird dieses Denken als Strukturfunctionalismus bezeichnet. Der Blick richtet sich auf funktionale Äquivalente für Prozessoren, Medien, Informationen usw.¹² Eine andere Ausprägung findet strukturfunctionalistisches Äquivalenzdenken in Theoremen wie »form follows function«. Darauf beruht etwa die ästhetische Grundannahme der Bauhaus-Bewegung (Design als Betonung von Funktionsprinzipien), aber auch das Managementkonzept, das die Führung von Unternehmen auf das Primat der Funktion festlegt (»structure follows function«). In allen Fällen wird von konstanten Funktionen ausgegangen und nach den möglichen, unterschiedlichen Formen bzw. Strukturen gefragt, die diese Funktion erfüllen können. Solange die Strukturen die Funktion erfüllen, sind sie untereinander austauschbar, ohne daß das Gesamtsystem gefährdet wird. Selbst der Zusammenbruch eines Systems kann wieder ökologisch »normalisiert« werden, indem er als Ausgleichsbewegung in anderen, größeren Ökosystemen gedeutet wird. Es gibt im ökologischen Denken letztlich eine Asymmetrie zwischen »Bewahrung« und »Zerstörung« mit einer eindeutigen Bevorzugung der »Bewahrung«.¹³

Drittens erscheint die Kulturgeschichte in dieser ökologischen Perspektive als kreisförmiger Prozeß, als Reproduktion. Die Beschreibung der mehr oder weniger periodischen Reproduktionszyklen – und deren Störungen – wird zur typischen Aufgabe. »Geschichte« wird als Wiederholung, als beständige Wiederkehr von Strukturen und Prozessen erlebt. Deshalb kann aus dem Rückblick auf die Vorgeschichte auf die Zukunft geschlossen werden.

*Zusammenfassend wird die »Kulturgeschichte« als das emergente Produkt von Pendelbewegungen (Steigern und Vermindern), funktionaler Substitution und Reproduktion verstanden.*¹⁴ (Vgl. Abb.6: Kulturwandel)

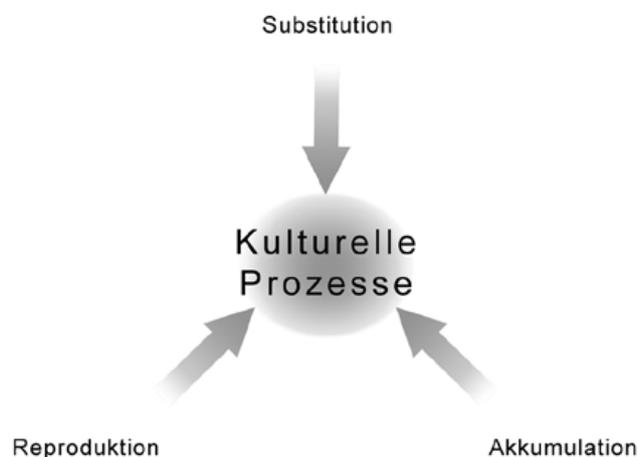


Abb.6: Wandeltriade

¹² Auf den Zusammenhang zwischen dem strukturfunctionalistischen Denkstil und der kapitalistischen Warenwirtschaft haben Karl Marx und seine Interpreten häufig hingewiesen. Damit der Warentausch überhaupt funktioniert, muß das Geld als Äquivalent für die Waren akzeptiert werden.

¹³ Innovationsprozesse *stören* die Balance zwischen den verschiedenen Kräften, sie ziehen Ressourcen aus angestammten Bereichen ab. Vgl. Neil Postman: Sieben Thesen zur Medientechnologie. In: Fröhlich u. a.: Die verstellte Welt, S. 9-22.

¹⁴ Dieser Ansatz ist im Kap. 5 »Prinzipien einer radikalen ökologischen Mediengeschichte und andere Vorausschaumodelle« (in: Giesecke: Von den Mythen der Buchkultur, S. 163 ff.) ausführlicher dargestellt.

Triadische Modelle von Geschichtsschreibung und Geschichte

Jeder »Historiographie kultureller Kommunikation und ihrer Medien« liegen nicht nur Annahmen über Kommunikation und Kultur, sondern auch über Geschichte und Geschichtsschreibung zugrunde.

Wir haben uns bislang um die Gegenstände der Medien- und Kommunikationswissenschaft, also um Medien, Kommunikatoren/Kommunikationssysteme und Informationen gekümmert und Prozesse lediglich in einer einzigen Dimension, nämlich als *Veränderung* der Elemente in der Zeit, behandelt. Zwar ist es keineswegs unüblich, Geschichte auf Veränderung zu reduzieren, aber man kommt letztlich mit einem solchen eindimensionalen Ansatz nicht aus. Beispielsweise kann man mit diesem nicht zwischen Veränderung und Entwicklung unterscheiden – und meist schleichen sich dann hinter dem Rücken von Veränderungstheoretikern doch wieder Entwicklungsstufen ein.

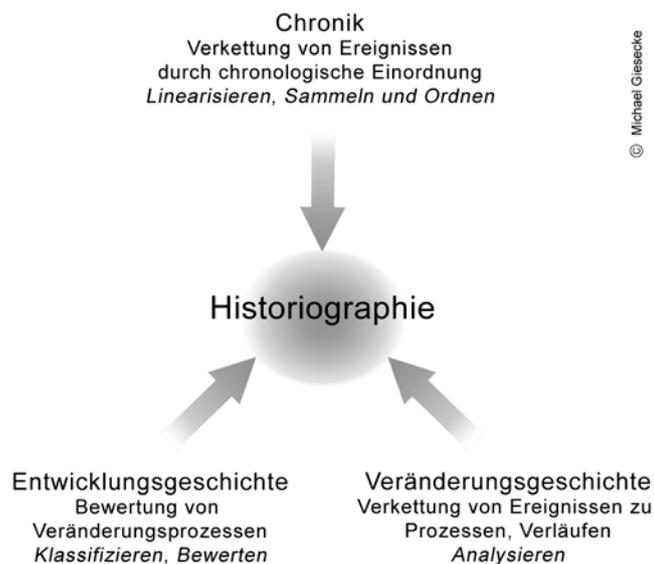


Abb. 7: Triadische Historiographie

Die westliche Historiographie, die sich seit der Spätantike herausgebildet hat, lässt sich ebenfalls als ein triadisches Modell rekonstruieren. Sie erscheint danach als das emergente Produkt von *erstens* chronologischem Sammeln und Ordnen von Ereignissen (*Chroniken*), *zweitens* der Feststellung von *Veränderungen* und *drittens* der selektiven Bewertung von Ereignissen und Veränderungen als *Entwicklung*. Chronologie, Veränderungs- und Entwicklungsanalyse sind die drei Hauptaufgaben, die sich irgendwie bei der Beschreibung der Geschichte von den Kulturen, Reichen, Institutionen usf. verknüpfen. (Vgl. Abb. 7: Triadische Historiographie)

Der die *Chronologien* tragende Zeitparameter ist in den westlichen Kulturen der Kalender. Schon seit babylonischer Zeit wird die Woche zu sieben Tagen gerechnet und Monat und Jahre als weitere Skalierungen verwendet. In den christlichen Kulturen bildet der 1582 eingeführte, nach Papst Gregor XIII. benannte Gregorianische Kalender den allgemeinen und abstrakten Vergleichsmaßstab.

Um *historische* Veränderungen beobachten zu können, brauchen wir den Zeitparameter und mindestens zwei Ereignisse der gleichen Art. Wir vergleichen die Ereignisse nicht nur unter dem Gesichtspunkt »vorher/nachher« wie bei den chronologischen Analysen, sondern noch unter einem zweiten Parameter und entdecken unter diesem Ähnlichkeiten und Veränderungen. Die Parameter, an denen Wissenschaftler

und Kommunikationsgemeinschaften Veränderungen messen, sind vielfältig und selbst ebenfalls als Gegenstand empirischer Untersuchungen geeignet. Für die Beschreibung der Geschichte der europäischen Industrieration hat man immer wieder folgende Parameter, die sich auch auf die menschliche und kulturelle Informationsverarbeitung, die Vernetzung und die Veränderung der Medien anwenden lassen, herangezogen:

- Arbeitsteilung mit den Polen »Spezialisierung« und »Integration«,
- die Beziehung zwischen den menschlichen Individuen und der Gemeinschaft mit den Polen »Individualisierung« und »Sozialisierung«,
- den Grad der Technisierung.

Sobald wir von Parametern reden, müssen wir Überlegungen zu den Maßeinheiten, den Skalierungen anstellen. Das Standardmodell für historische Veränderungen in der Neuzeit hat die Form eines Koordinatenkreuzes mit der x-Achse als Zeitparameter und der y-Achse als Parameter für einen Ereignistyp wie z. B. Wirtschaftsproduktion, Einwohnerzahl eines Landes usw. Die Skalierung der x-Achse erfolgt in Jahren, wobei Christi Geburt als Nullpunkt angenommen wird.¹⁵ Komplexere Modelle von Veränderung entstehen durch die Verknüpfung von mehreren Parametern, wie dies bei allen triadischen Ansätzen der Fall ist. Prinzipiell können alle Elemente des Kommunikationsmodells bei vergleichenden Untersuchungen als Parameter genutzt werden.

Aus kommunikations- und medientheoretischer Sicht manifestiert sich Kulturveränderung vor allem als Veränderung

- der Anzahl und der akzeptierten Arten von Kommunikatoren sowie der Vernetzungswege und -medien (*vernetzungstheoretische Perspektive*);
- der Informationen, der Dynamiken der Informationsverarbeitung, der Tektonik der Informationssysteme (Veränderung der Sensoren, Speichermedien, Rückkopplungsschleifen);
- der Medien und der Spiegelungsbeziehungen zwischen den artgleichen und artverschiedenen Medien, Kommunikatoren und Informationssystemen, wobei von der Koevolution von Medien und Kommunikatoren bzw. Informationssystemen ausgegangen wird (*spiegelungstheoretische Perspektiven*). Hier geht es z. B. auch um die Frage, welche Medien zum bevorzugten Spiegel der Kultur, zum identitätsstiftenden Repräsentationsinstrument werden.

Fragen nach der »Veränderung« in der informationstheoretischen Perspektive können sein: Welche Informationen werden von den Kommunikationsgemeinschaften

- wahrgenommen,
- dauerhaft gespeichert,
- sozial weiterverarbeitet,
- dargestellt und in symbolischer Form weitergegeben?

Welche Informationstypen werden arkanisiert, verleugnet, verboten? Nur diese Informationen haben für die Gemeinschaft »Bedeutung«, sind handlungsleitend und orientierungsrelevant für die kulturelle Informationsverarbeitung.¹⁶ Nach welchen Programmen werden diese Informationen gewonnen, verarbeitet, verwaltet, dargestellt und weitergegeben? Welche Programme werden habituell ausgeführt,

¹⁵ Natürlich können wir auch die Festlegung von Parametern bzw. von deren Skalierungen als Ereignisse auffassen, die sich verändern. Die Beschreibung der Veränderung von Parametern kann mit den gleichen Mitteln erfolgen wie die Beschreibung anderer Veränderungen.

¹⁶ Für das einzelne Individuum können durchaus auch abweichende Informationen handlungsleitend und bedeutungsvoll werden. Aber das ist ein anderes Bezugssystem.

welche sozial reflektiert und eventuell auch explizit kodifiziert? Welche Regeln für den Umgang mit Abweichungen befolgt die Kommunikationsgemeinschaft? Welche Mythen, Werte, Ideologien stehen hinter den Selektionsprogrammen?

Aus der *strukturell vernetzungstheoretischen Perspektive* geht es um die Klärung, welche Phänomene die betreffende Kommunikationsgemeinschaft überhaupt als

- Kommunikatoren und
 - Kommunikationsmedien
- akzeptiert und nutzt.

Wer mit wem auf welchen Wegen Informationen austauschen kann, wer als Kommunikator ausgeschlossen wird, wer nur empfangen, wer nur senden und wer beides darf, sind weitere Fragen der *Informationswegeanalyse*. Im Ergebnis zeigen sich Zentren der Kommunikation und Peripherien, prämierte, vermiedene und verbotene Kommunikationskanäle und Medien.

Aus der *medienontologischen und spiegelungstheoretischen Perspektive* wird gefragt, welche »Dinge« für die Kultur zum Informationsträger werden. Informationen emergieren in vielfältigen Formen der Materie, in der physikalischen Natur, in Tieren und Pflanzen, im menschlichen Körper und seiner Psyche und in der mehr oder weniger komplexen Technik. Es ist für jede Kommunikationsgemeinschaft identitätsstiftend, welche Formen besonders genutzt werden, um diejenigen Informationen zu spiegeln, die für sie bedeutungsvoll sind.

Ein weiteres, bislang besonders vernachlässigtes Feld ist die Beziehung zwischen den Medien (Intermedialität, Transmedialität, Multimedialität). Drittens wird nach den Prinzipien gefragt, nach denen – vor allem die technischen – Medien erzeugt werden, den Produktionsgeheimnissen. In Abgrenzung zu den Technikgeschichten anderer Disziplinen ist für die Medien- und Kommunikationswissenschaft das Beziehungsgefüge zwischen Medien (Intermedialität) von ausschlaggebender Bedeutung. Die Informationen des einen Mediums (»Dings«) spiegeln sich, positiv oder negativ und mehr oder weniger nachdrücklich, in anderen Medien und garantieren so die Informationsübertragung. Was sich verändert, sind die materiellen Medien, die von den Kommunikationsgemeinschaften als Spiegel genutzt werden (können), und die Art und Anzahl der hinter- oder nebeneinandergeschalteten Spiegel. Dies wird im Abschnitt »Eine kulturvergleichende Geschichte graphischer Kommunikationsmedien in Japan und Deutschland« am Beispiel der Vervielfältigungsverfahren in Japan und Europa genauer ausgeführt.

Das Modell von »Entwicklungen« als bewertete Veränderungen

»Entwicklungen« sollen hier als Veränderungen, die unter Verwendung weiterer Parameter bewertet wurden, definiert werden. Diese Bewertung kann durch das Bezugssystem selbst und/oder den Betrachter/Historiker erfolgen. Die Entwicklungsanalyse setzt aber immer bewertende Systeme voraus. Es scheint unvermeidlich, daß Menschen und Kulturen historische Prozesse bewerten und entsprechende Epochenmodelle ausbilden.¹⁷ Dies ist ein Teil ihrer Selbstbeschreibung, die wiederum selektiv und

¹⁷ So sieht auch Luhmann das »Fazit« seiner Überlegung zum Problem der Epochenbildung »[...] in der These, daß Epochenbildungen mit in die Selbstbeschreibung eines Gesellschaftssystems gehören: daß sie eben deshalb auf Realitätsbezug nicht verzichten können, ihn aber hochstilisieren müssen, damit er für Prozesse der Selbstverständigung in der gegenwärtigen Gesellschaft etwas besagt [...]. Es geht um ein durchaus objektiv faßbares Strukturproblem selbstreferentieller Systeme, um Formen des Umgangs mit eigener Komplexität.« »Selbstbeschreibungen sind weder nach Vollzug oder Unterlassung noch nach Inhalten frei wählbar, und eben das gibt ihnen ihre soziale Funktion. Sie haben Verstärkereffekte im Kommunikationsprozeß.« In: Das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie. In: Gumbrecht/Ursula Link-Heer (Hg.): Epochenschwellen und

selbstimplizierend sein muß, um Identität zu stabilisieren.

Häufig genutzte Bewertungsmaßstäbe sind Perfektionsmodelle, Aufstiegs- und Niedergangskonzepte oder emergenztheoretische Stufenmodelle. (»Von der unbelebten (einfachen) Materie über niedrigere Lebewesen zum Homo sapiens.«)

Legt man die oben skizzierten Veränderungsparameter zugrunde, so kann man ein Stufenmodell der Entwicklung der menschlichen Informationsverarbeitung in der Kulturgeschichte formulieren:¹⁸

0.	Ausgangsannahme: Diffuse , egozentrische Synästhesie , ¹⁹ multimediale Informationsverarbeitung und Kommunikation unter Einsatz des gesamten Körpers	
1.	Spezialisierung und Ausdifferenzierung der natürlichen Organe und des leiblichen Verhaltens und Erlebens. Arbeitsteilung auch der Informationsverarbeitung, Ungleiche Verteilung des Wissens und der Kommunikationsmöglichkeiten in der Gesellschaft	
2.	Sozialisierung und Normierung (Habitualisierung, Ritualisierung, Institutionalisierung, Versprachlichung, Standardisierung) der mehr oder weniger ausdifferenzierten Formen individueller psychischer Informationsverarbeitung, der Vernetzung und von deren Medien. Auswahl einzelner bevorzugte Medien als Spiegel kultureller Erfahrung	
3.	Technisierung einfacher monomedialer Kommunikation und der ausdifferenzierten und standardisierten individuellen Informationsverarbeitung und von deren Medien (Werkzeuggebrauch, Verschriftlichung, Mechanisierung, Industrialisierung/ Automatisierung, Elektrifizierung, u. a.)	
	Phasen:	
	<input type="checkbox"/>	<i>Reversibilität:</i> Die Informationstransformation wird umkehrbar
	<input type="checkbox"/>	<i>Replizierbarkeit:</i> Die Informationstransformation kann (beliebig oft nacheinander) mit gleichem Ergebnis wiederholt werden.
	<input type="checkbox"/>	<i>Synchrone Reproduktivität:</i> Vielfache simultane Vervielfältigung, identische Reproduktion als Prinzip (formgesteuerter) Massenproduktion
4.	Zunehmende Reintegration der ausdifferenzierten, sozial standardisierten und technisierten Prozesse, Prozessoren, Informationen, Kommunikatoren und Medien. (Parallelverarbeitung, multimediale Darstellung, globale Vernetzung)	
	Phasen:	
	<input type="checkbox"/>	<i>additive Integration</i> homogener Medien, Kommunikatoren, Informationen
	<input type="checkbox"/>	<i>Hierarchische Integration</i> durch die Wahl eines Leitmediums (z. B. Typographie, elektronische Medien) bzw. einzelner Prozessoren(Sinne) oder Informationstypen als Bezugsgröße
	<input type="checkbox"/>	<i>Systemische und ökologische Integration</i> (Synästhesie auf Basis ausdifferenzierter Sinne, kontrollierte Multimedialität, inhomogene Netzwerke, ambivalente Spiegelungen)

Abb. 8: Mögliche Entwicklungsschritte der menschlichen Informationsverarbeitung und Kommunikation in der Kulturgeschichte

Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie. Frankfurt/M. 1985, S. 11-33, hier S. 26.

¹⁸ Vgl. auch die Zusammenfassung »Synästhetisches Perfektionsmodell der Entwicklung menschlicher Informationsverarbeitung und Kommunikation« in der Datenbank »Geschichte« und die Thesen auf S. 320 ff.

¹⁹ In der Entwicklungspsychologie gibt es eine lange Auseinandersetzung darüber, ob die Entwicklung vom Sozialen zum Individuierten oder vom Egozentrischen zum Sozialen, Dezentrierten verläuft. Beide Prozesse bedingen einander und laufen – mehr oder weniger synchronisiert – parallel ab. In der Tabelle ist die Sozialisierung (2. Phase) zum Leitprozess genommen.

An diesem Modell läßt sich auch zeigen, daß Annahmen über *Entwicklungsstufen* auf grundlegenden Wertvorstellungen basieren. Beispielsweise muß man die Entlastung des Menschen von Arbeit (durch Technik) für ein höheres Gut als die handwerkliche Produktion halten, um das obige Entwicklungsdenken zu akzeptieren. Wer diese Ansicht nicht teilt, kommt, wie etwa zahlreiche konfuzianisch geprägte asiatische Kulturen in der Geschichte, zu anderen Periodisierungen. Es ist jedoch unwahrscheinlich, daß überhaupt Veränderungen beschrieben werden können, ohne daß solche Entwicklungsgedanken und damit Wertvorstellungen eine Rolle spielen. Sie bestimmen nämlich schon die Auswahl der Veränderungsparameter. Meist werden allerdings die Entwicklungsmodelle nicht klar formuliert – und vor allem ihr letztlich normativer ideologischer Charakter nicht herausgestrichen. Es kann dann, wie etwa bei McLuhan, hinter dessen Büchern, wie oben skizziert (»Globales Dorf als wiedergefundene Synästhesie und Medienintegration«), ein ähnliches Entwicklungsmodell stehen, der Eindruck entstehen, als würden hier bloß Veränderungen deskriptiv erfaßt. Tatsächlich geht es um die Einordnung von Veränderungsparametern und deren Bewertung vor dem Hintergrund einer Kulturtheorie. Die oben empfohlene Unterscheidung von Daten, Programmen und Werten als Hauptarten von Information wirkt solchen Ungenauigkeiten entgegen.

Die Bewertung historischer Fakten und die damit einhergehenden Formulierungen von Entwicklungsvorstellungen ist nur ein Spezialfall der allgemeinen Fähigkeit von Menschen und Kulturen, sich selbst wahrzunehmen und zu bewerten. Eben dies meinte Luhmann, wenn er soziale Systeme als selbstreferentielle Systeme beschrieb. Diese Beschreibungen sind, wie andere Informationsverarbeitungsprozesse auch, selektiv.

Die Ermittlung der je spezifischen Selektivität dieser Selbstmodelle von Kulturen und von deren Elementen gehört zu den Hauptaufgaben der kulturvergleichenden Mediengeschichte. Sie kann überhaupt nur erfolgreich ablaufen, wenn die Sprach- und Begriffsgeschichte einbezogen wird. In der *historischen Semantik* einer Sprachgemeinschaft sind solche Selektionskriterien petrifiziert. Und deshalb sind sie archäologischen Grabungen zugänglich. Wenn Selbstbeschreibungen und -bewertungen in diesem Sinne für informationsverarbeitende Systeme unvermeidlich sind, so muß dies auch Auswirkungen auf den Forscher und seine Methoden haben. Bei historischen Fragestellungen wird es beispielsweise notwendig, die Entwicklungsmodelle der untersuchten Systeme mit denen des Forschers abzugleichen. In der methodologischen Diskussion wird von manchen Vertretern empfohlen, die gleichen Modelle zu verwenden (z. B. *Adäquanzpostulat* von Alfred Schütz²⁰). Bei kulturvergleichenden Analysen läßt sich dieses Prinzip aber nur zeitweise durchhalten. Das triadische informationstheoretische Konzept vermeidet auch im Blick auf die Methodologie und Methodik einseitige Festlegungen auf bestimmte Beschreibungsperspektiven.

²⁰ Im Anschluß an Max Weber formuliert er: »Jeder Begriff, der in einem wissenschaftlichen System gebraucht wird und sich auf menschliches Handeln bezieht, muß so konstruiert werden, daß ein menschliches Handeln, welches innerhalb der Lebenswelt von einem individuell Handelnden in der Weise ausgeführt wird, wie wir es durch die Konstruktion des Typus andeuteten, sowohl für den Handelnden selbst wie auch für seine Mitmenschen vernünftig und verständlich ist.« Vgl. Schütz: *Die soziale Welt und die Theorie der sozialen Handlung*. In: ders. *Gesammelte Aufsätze*. Band 2: *Studien zur soziologischen Theorie*. Den Haag 1972, S. 21, vgl. auch S. 47 ff. (Rationalität in der sozialen Welt).

Methodologie und Methodik vergleichender und historischer Kommunikationsforschung

Auf kaum einem Forschungsfeld werden kooperative – und das meint immer auch kommunikative – Ansätze so notwendig wie gerade bei kulturvergleichenden Analysen. Ebenso kommt der Reflexion der Standpunkte und Perspektiven der beteiligten Forscher eine besondere Rolle zu. Die epistemologischen Prämissen sollen wieder in einem triadischen Modell zusammengefaßt werden. (Vgl. Abb.9) Es fordert dazu auf, Standpunkte (Subjekt), Wahrnehmungsperspektiven und die Objekte zu klären.²¹

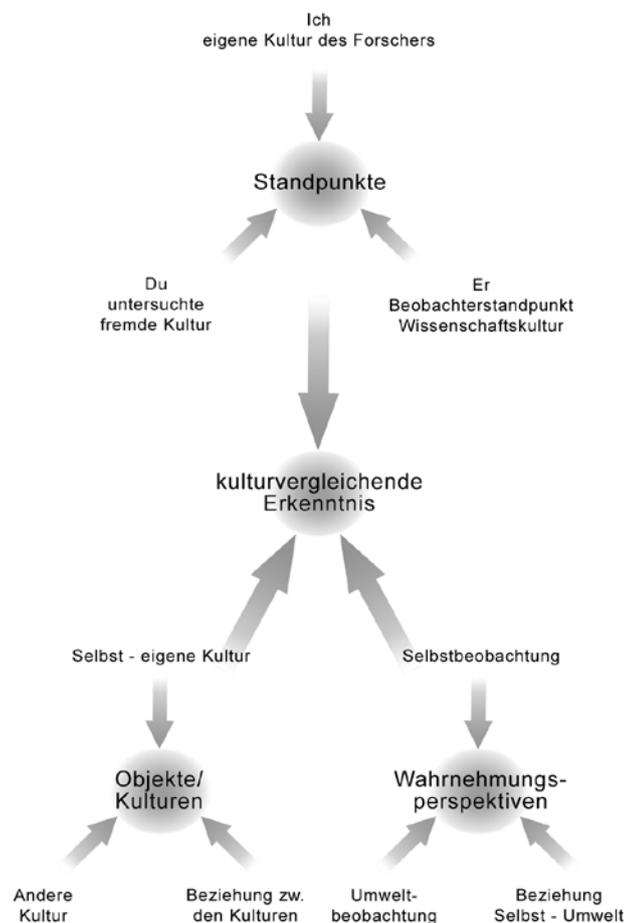


Abb. 9: Triadische Epistemologie kulturvergleichender Analysen

Der Standpunkt des Forschers beim Kulturvergleich

Bei kulturvergleichenden Forschungen haben wir es mindestens mit drei verschiedenen Standpunkten zu tun, die der Forscher im Laufe der Untersuchung einnehmen wird, jenem seiner eigenen Alltagskultur, jenem der fremden, beobachteten Kultur und jenem der wissenschaftlichen Disziplin, die er in seiner Forschung nutzt.

²¹ Und dies in einem sehr elementaren Sinn. Natürlich sind bei den wissenschaftlichen Auswertungen auch wieder spezifischere Perspektiven, etwa jene des Kommunikationsmodells, zugrunde zu legen.

Wissenssoziologisch betrachtet ist jeder Wissenschaftler mindestens Angehöriger seiner eigenen Alltags- und seiner speziellen Wissenschaftskultur. Ein in England aufgewachsener Soziologe versteht »seine« Gesellschaft sowohl als Engländer wie auch als Soziologe. Solange Untersuchungsgegenstand und Beobachter derselben Kultur angehören, kann die Bestimmung des Standpunktes des vergleichenden Wissenschaftlers kurz abgehandelt werden. Eine gründliche Reflexion und weitere Konsequenzen werden erforderlich, sobald sich der Wissenschaftler mit fremden Kulturen befaßt. Es muß geklärt werden, wie sich diese Kulturen zu den beobachteten Kulturen verhalten. In der Regel wird es so sein, daß es einerseits Überschneidungsbereiche und andererseits solche Bereiche gibt, in denen die untersuchte Kultur nur als fremde Umwelt erlebt werden kann. Es ist klar, daß die Entscheidung, wo die eigene Kultur aufhört und eine fremde beginnt, nicht leicht zu treffen ist und daß hier gewiß auch mit näher und ferner liegenden Bereichen zu rechnen ist. Aber dieser Einwand darf nicht dazu mißbraucht werden, die Beschäftigung mit den Standpunkten ganz aufzugeben.

In den fremden Bereichen ist uns ein Verstehen im Sinne der Übernahme fremder Standpunkte und Perspektiven versagt. Sollen die klassischen Beobachtungs- und Kodierungsverfahren eingesetzt werden, bleibt unklar, ob die Kodierungen mit den Bedeutungszuschreibungen in eins fallen, die die Angehörigen der untersuchten Kultur vornehmen. Dies ist bei Forschungsfragen und Untersuchungsgegenständen, bei denen es nicht auf eine Berücksichtigung der Selbstbeschreibungen ankommt, möglicherweise nicht so tragisch. Gehen wir allerdings davon aus, daß kommunikative Systeme – und damit auch alle Kulturen, die sich als Kommunikationssysteme betrachten oder als solche beschrieben werden sollen – nicht nur Systeme, die Informationen über die Umwelt verarbeiten, sondern zugleich auch selbstbeobachtende und selbstbeschreibende Systeme sind, dann müssen neben kodierende auch emische Untersuchungsverfahren treten, die es erlauben, die Standpunkte, Perspektiven und Selbstbeschreibungen der untersuchten Kultur zu rekonstruieren.

Für den Umgang mit dieser »Unvereinbarkeit der Standpunkte« (Schütz), die natürlich auch in anderen sozialwissenschaftlichen Kontexten zu beobachten ist, gibt es in der Theorie- und Methodendiskussion unterschiedliche Empfehlungen. Die kommunikative Sozialforschung schlägt für die Fälle, wo Angehörige der untersuchten Kultur noch erreichbar sind, vor, ein Kommunikationssystem einzurichten, in dem die Vertreter der verschiedenen Kulturen miteinander in den *Dialog* mit dem Ziel treten, sich wechselseitig die eigenen Standpunkte klarzumachen. Eintauchen in die jeweils andere Kultur wird phasenweise gefördert. Im Ergebnis dieser kollektiven Selbstreflexion sollen die Beteiligten die Fähigkeit erworben haben, zwischen eigenen und fremden Positionen zu oszillieren, also probeweise beide Standpunkte einzunehmen. Als gemeinsames Drittes des Vergleichs dienen die theoretischen Modelle. In deren Sprachen sind auch die quellsprachlichen Konzepte zu übersetzen.

Da alle Kulturen und deren Subsysteme (Schichten, Institutionen, Gruppen ...) selbst definieren, was für sie Kommunikation usf., wer Mitglied dieser Kommunikationsgemeinschaft ist, was als Medium genutzt werden kann, wann Kommunikation gelingt und wann nicht, was wichtige und was weniger wichtige Informationsmedien, Sinne etc. sind, ist die Rekonstruktion der kulturellen Selbstbeschreibungen, die zunächst in der Landessprache erfolgen, immer eine Teilaufgabe. Bei historischen Gegenständen kommt der Quellsprache (bzw. der Übersetzung quellsprachlicher Ausdrücke in die Terminologie der Modelle) und selbstreflexiven Zeitzeugnissen besondere Bedeutung zu. Zentrale Begriffe der medialen und kulturellen Semantik der einzelnen Kulturen miteinander zu vergleichen und zu übersetzen führt schon zu Erkenntnissen über die Unterschiede der kommunikativen Prozesse und Strukturen.²²

²² Begriffsgeschichtliche Ansätze, wie sie etwa im Umkreis der Publikationsreihe »Geschichtliche Grundbegriffe« von O. Brunner, Conze und Koselleck entstanden, bieten hier gute Zugänge. Vgl. oben S. 89 ff.

Während sich etwa eine semantische Opposition zwischen »Schreiben« und »Malen« im deutschen Sprachraum gegen Ende des 15. Jahrhunderts herausbildete, fehlt eine solche Unterscheidung im modernen Japanisch. Entsprechend fällt es in Deutschland leichter, zwischen Schrift- und Bildmedien zu unterscheiden. Das hat für die Einordnung der einschlägigen Quellen aus den beiden Kulturen unmittelbare Konsequenzen: Es gibt keine gemeinsame, d. h. leicht ineinander übersetzbare, konnotationsähnliche quellsprachliche Bezeichnung. Folglich müssen Termini definiert werden, und das heißt, es wird eine dritte Sprache, eine wissenschaftliche Terminologie gebraucht..

Wahrnehmungsperspektiven

Es gibt drei grundsätzlich unterschiedliche Perspektiven bei der Datenerhebung: Umweltbeobachtung mit den äußeren Sinnen, Selbstbeobachtung, die etwa zur Klärung der eigenen Vorannahmen führen mag, und die Beobachtung der Wechselwirkung zwischen dem Forscher und der Umwelt. Spätestens seit den psychoanalytischen Studien Freuds können wir wissen, daß es Spiegelungen der Umwelt im beobachteten System – und umgekehrt – gibt und daß man diese Spiegelungen erkennen und zum besseren Verständnis der Umwelt und des Beobachters nutzen kann.

In der Praxis laufen alle drei Wahrnehmungsformen parallel nebeneinander her. Aber sie werden jeweils unterschiedlichen Anteil am Datengewinn besitzen.²³ Der Beobachter kann die eine oder andere Beobachtungsperspektive fokussieren. Guter Datengewinn zeichnet sich allerdings dadurch aus, daß alle drei Perspektiven in welcher Reihenfolge auch immer genutzt werden. Nur so lassen sich die Ergebnisse wechselseitig korrigieren, die Einseitigkeit der Perspektiven ausgleichen.

Der systematische Einsatz der Selbstbeobachtung zur Umwelterkundung gehört zweifellos zu den größten Errungenschaften des 20. Jahrhunderts, aber er stellt auch so hohe Anforderungen, daß er noch immer ein Stiefkind der Forschung ist. Eine schwerwiegende Anforderung ist, daß diese Form der Beziehungswahrnehmung nur ausnahmsweise von einem einzelnen Forscher zum Erfolg geführt werden kann. Im Gegensatz zu den gewöhnlichen Formen einer einfachen Selbst- und Umweltwahrnehmung braucht sie in der Regel soziale Beobachtungssysteme. Idealerweise werden bei der kulturvergleichenden Untersuchung Forscherteams gebildet, die sich aus Vertretern aller fokussierten Kulturen zusammensetzen. Für die kollektive Reflexion von Spiegelungen zwischen Kulturen haben sich in der letzten Zeit spezielle Methoden herausgebildet. Ein Ansatz sind die dialogischen Verfahren, die an anderer Stelle schon dargestellt wurden.²⁴

Methoden

Die verschiedenen Methoden, die in den Sozialwissenschaften für den Kulturvergleich vorgeschlagen werden, lassen sich vor dem Hintergrund des hier vorgeschlagenen triadischen Modells als das Ergebnis unterschiedlicher Kombinationen und Fokussierungen der Faktoren der Triadentrias (Abb. 9) verstehen. So nehmen beispielsweise die traditionellen kodierenden Verfahren den distanzierten Beobachterstandpunkt (Er) zum Ausgangspunkt, konzentrieren sich bei der Datenerhebung auf die Umweltwahrnehmung und können sowohl eigene als auch fremde Kulturen als Objekte wählen. Das

²³ Zur Wahrnehmung als triadischem Rückkopplungskreislauf und zu anderen Aspekten der hier vorgestellten Methode vgl. auch die datenbankbasierte Website »www.Kommunikative-Sozialforschung.de«.

²⁴ Vgl. Kap. 10 in: Giesecke: Von den Mythen der Buchkultur, S. 409 ff.

distanzierende und verfremdende Verfahren, bei dem eine Kultur von einem außenstehenden Betrachterstandpunkt mit einer abstrakten, explizierten Perspektive untersucht wird, entspricht dem Mainstream der neuzeitlichen Wissenschaft. Objektivität wird durch Distanz zwischen dem Forscher und dem als Umwelt verstandenen Untersuchungsobjekt erreicht. Das Erkenntnissubjekt typisiert sich in der Rolle des Wissenschaftlers. Es entsubjektiviert sich durch die Übernahme von ausbuchstabilten methodischen Regeln. Das Verstehen erfolgt als Kodierung der Umweltmerkmale nach vorher festgelegten Rastern. Diese Haltung ist auch für eine kulturvergleichende Medienwissenschaft möglich. Sie wird dabei auf die kommunikationstheoretischen Modelle zurückgreifen, z. B. die oben beschriebenen.

Die Vertreter der hermeneutischen Methoden, für die charakteristisch ist, daß sie »Verstehen« als Übernahme des Standpunktes und der Perspektive des Anderen definieren, stellen sich auf die Position der fremden Kultur und können diese dann quasi in der Perspektive der Selbstbeobachtung erkunden. In diesem Sinne empfehlen Ethnomethodologen und Vertreter der sinnverstehenden Soziologie dem Forscher, sich – so gut als eben möglich – auf den Standpunkt der »Ortsgesellschaften«, also der Menschen in den untersuchten Kulturen, zu stellen. Die fremden Kulturen sollen von innen heraus, »emisch«, verstanden werden. Erst im nachhinein, nachdem die Beschreibungen vorliegen, erfolgt eine Reflexion der Selbstwahrnehmung mit dem Ziel, die Kriterien der Beschreibung zu rekonstruieren und Differenzen zwischen den eigenen und fremden Perspektiven aufzuzeigen.

Dialogische Verfahren

Die bisherige Wissenschafts- und/oder Erkenntnistheorie hat die Beschreibungs- und Reflexionsleistungen praktisch ausschließlich dem einzelnen Wissenschaftler – als einem psychischen System – zugeschrieben. Der Standpunkt- und Perspektivenwechsel scheint das Individuum häufig zu überfordern. Deshalb reduzieren Methoden diese Komplexität dadurch, daß sie entweder den einen oder den anderen Faktor der epistemologischen Triade fokussieren.

So kommt es zur Rede von den »kodierenden« versus den »hermeneutischen« und/oder »qualitativen« Verfahren. Die jeweils nicht fokussierte Perspektive wird verdrängt. Faktisch kommt kein kodierender Wissenschaftler ohne ein Minimum an Übernahme der Perspektiven des Gegenübers aus, und jede Selbstwahrnehmung beschäftigt sich letztlich auch mit Erfahrungen distanzierter Umweltbeobachtung. »Saubere« Methoden sollen, im traditionellen Wissenschaftsverständnis, aber gerade diese Oszillation ausschalten.

In dem Maße, in dem in den Wissenschaften nicht mehr nur einzelne Individuen, sondern soziale Kollektive als Erkenntnissubjekte auftauchen, vergrößern sich die Chancen zu einer Oszillation zwischen den verschiedenen Wahrnehmungs- und Beschreibungsperspektiven. Betrachtet man den Forschungsprozeß nicht nur als Informationsgewinnung und -darstellung eines einzelnen Forschers, sondern auch als kommunikativen Prozeß innerhalb einer Forschergruppe, sind zusätzliche dialogische Verfahren möglich und gerade bei interkulturellen Gegenständen angezeigt. Die einzelnen Wissenschaftler können sich nun spezialisieren und ihre jeweiligen Perspektiven in den Gruppengesprächen einbringen. Der Dialog im Sinne des Verstehens/Ausbuchstabierens der jeweiligen Standpunkte und des wechselseitigen Verstehens (»Reziprozitätsherstellung« bei Schütz²⁵) erhält deshalb in einer interkulturellen Kommunikation/Forschung, die auf Klärung der Identitätskonzepte angewiesen ist, eine besondere

²⁵ Schütz: Phänomenologie und die Sozialwissenschaften. In: ders.: Gesammelte Aufsätze. Band 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag 1971.

Bedeutung. Die Angehörigen der zu vergleichenden Kulturen treten in den Dialog – und versuchen zunächst gar nicht, sich von ihren eigenen Perspektiven zu distanzieren. Jeder expliziert seine Sichtweise sowohl auf die Phänomene der eigenen Kulturen als auch auf jene der fremden. Durch probeweisen Standpunkt- und Perspektivenwechsel soll es im zweiten Schritt ermöglicht werden, die fremden Kulturen ein Stück weit auch aus deren Augen zu verstehen (Kommunikation als Reziprozitätsherstellung). Ein solcher Wechsel vom eigenen zum fremden Standpunkt ist für die kulturvergleichende Medienwissenschaft gänzlich unverzichtbar. Methodische Kontrolle wird durch das wechselseitige Ausbuchstabieren der Perspektive der Beteiligten erreicht.

Im Verlauf eines längeren Forschungsprozesses sollte es sogar möglich sein, daß die Beteiligten zwischen verschiedenen Erkenntnispositionen oszillieren. Die finale Beschreibung faßt den Dialog der Forschergruppe mit seinen unterschiedlichen Perspektiven zusammen. Dieses dialogische Kommunikationskonzept funktioniert in der interpersonellen Kommunikation häufig und gut, zwischen Kulturen – in der interkulturellen Verständigung – ist es eher die Ausnahme. Bei vergangenen Kulturen gelingt es im günstigsten Fall, daß sich in der Forschergruppe Personen finden, die zeitweise in die Geschichte eintauchen und von dort her zu argumentieren versuchen.

Triadische Modelle verlangen letztlich den Einsatz sowohl distanziert kodierender als auch selbstreflexiver und dialogischer Methoden. Überhaupt ist von einer Koevolution zwischen den gebietsbestimmenden Modellen und den präferierten wissenschaftlichen Methoden auszugehen. Für das triadische Denken ist Oszillieren zwischen den verschiedenen Verfahren kennzeichnend. Es präferiert jedenfalls a priori keines der drei Verfahren.

Das triadische Modell von Kulturwandel

Zwar wird keine Geschichtsbeschreibung um Wertungen umhinkommen, das historiographische Konzept sollte es jedoch ermöglichen, die normativen Vorentscheidungen klar zu benennen, und auch eine Vorstellung über die Konsequenzen geben, die sich aus den Festlegungen ergeben. Genau diese Leistung bietet die in Abb. 10 wiedergegebene Basistriade »Kulturwandel«.

Die Triade legt sich nicht auf eine Prämierung des reproduktiven Parameters fest – sondern sie überläßt diese oder andere Prämierungen den Kulturen, die untersucht werden. Entsprechend erscheint als dritter Faktor nicht die »Substitution«, sondern das »Revolutionieren«. Substitutive Prozesse verschwinden jedoch nicht, sondern sie werden als ein Faktor von radikalen Umwälzungen neben dem »Zerstören« und dem Erfinden von Neuem behandelt. Es braucht kaum noch betont zu werden, daß alle drei Prozesse in der Kulturgeschichte parallel ablaufen.

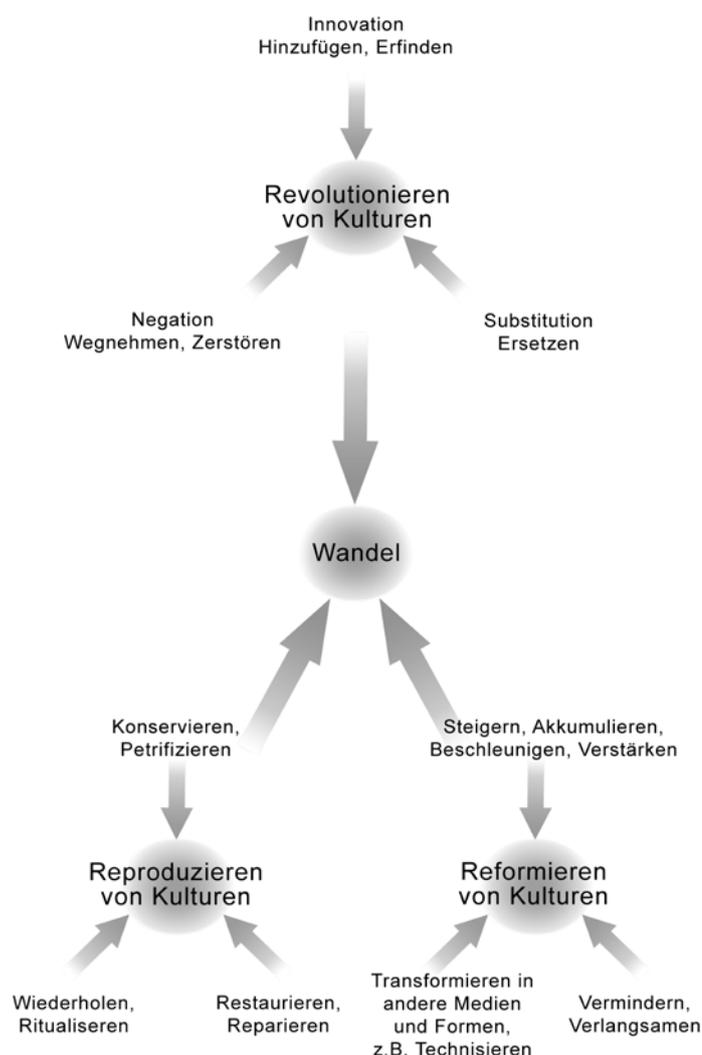


Abb. 10: Triadisches Konzept des Kulturwandels
in großen menschlichen Gemeinschaften

In der Abbildung ist die Basistriade schon zu einer kompletten Triadentrias erweitert.²⁶ Eine solche Erweiterung sollte nur in bezug auf konkrete Phänomene und Fragestellungen erfolgen. Beispielsweise ist das skizzierte Modell gewiß nicht auf Gruppenkulturen anwendbar. Wenn es allerdings um den Vergleich von großen menschlichen Kulturen in der Geschichte geht, mag sie eine gute Basis abgeben. Erst solche komplexen Triadentrias ermöglichen es im übrigen, die in Kulturbeschreibungen jeweils vernachlässigten Aspekte abzuschätzen. Eine vollständige Abarbeitung der in dem Modell aufgezeigten Analyseperspektiven wird kaum jemals möglich sein. Aber das somit unumgänglich einseitige Vorgehen kann sich seine je spezifischen Leistungsgrenzen auf diese Weise hinreichend deutlich machen.

Die meisten mediengeschichtlichen Forschungsrichtungen lassen sich in der Triadentrias (Abb. 10) als ein Faktor lokalisieren. So ist beispielsweise ein prominenter fruchtbarer Gegenstand historisch vergleichender Medienanalyse die Untersuchung der Einführung von neuen Medien sowie der Ablösung

²⁶ Im Prinzip lassen sich auch alle Faktoren der Triadentrias nochmals als das emergente Produkt von drei artverschiedenen Prozessen verstehen.

und des Aussterbens von alten Medien (Negation).²⁷ Beide Prozesse sind gemäß dem triadischen Paradigma in ihrer Wechselwirkung zu verstehen. Die Berücksichtigung nur dieser Faktoren reicht aber, wie die empirischen Analysen immer wieder zeigen, nicht. Vielmehr werden neue Medien häufig (zunächst) dazu eingesetzt, traditionelle Aufgaben zu erfüllen. Sie substituieren alte Medien. Aber auch dieser Prozeß kann, wenn er mit Ersetzungs- und Innovationsprozessen einhergeht, zur radikalen Umgestaltung von Kulturen führen. In einem weiteren Sinne gehören die Studien von Havelock, Walter J. Ong, Harvey J. Graff und Goody zur Einführung der Schrift in Griechenland bzw. in »traditional societies« zu Pionierwerken der kulturellen Mediengeschichte.²⁸ Hier werden Strukturen von Innovationsprozessen rekonstruiert, wenn auch der theoretische Zugriff eher semiotisch als medientheoretisch ist.

Die Untersuchung von Kultur- und Medienwandel braucht letztlich eine prognostische Komponente. Historische Forschungen sollten es ermöglichen, Trends zu erkennen und Annahmen über zukünftige Entwicklungen zu begründen. Im Zusammenhang mit der Erforschung der aktuellen, durch die elektronischen Medien angestoßenen Innovationsprozesse sind in den vergangenen Jahren eine Reihe von Instrumenten der Innovationsforschung insbesondere aus technikoziologischer und politischer Richtung entwickelt worden.²⁹ Die im quantitativen Paradigma üblichen Extrapolationsmethoden können durch langfristige historische Prämierungsanalysen ergänzt und so die Ergebnisse verbessert werden.

Das Verstehen von Projekt- und Organisationsgeschichten

Das triadische Geschichtsmodell läßt sich nicht nur auf die Geschichte von größeren Gesellschaften und Kulturgemeinschaften sondern auch auf die Geschichte von Personen, Organisationen und Gruppen anwenden. Einen Eindruck vom Vorgehen bei diesen Objekten mag der Einsatz des Modells zur Evaluation von Projekten in Organisationen geben. Evaluation von Projekten ist notwendig, um ihren Erfolg oder Mißerfolg festzustellen, um aus dem Projekt für weitere Projekte zu lernen und um das Projekt abzuschließen.

Chronologie

Schon die Feststellung, wann ein Projekt beginnt und welche Ereignisse Teil der Projektgeschichte sind, fällt nicht leicht. Projekte beginnen und enden für die verschiedenen Beteiligten zu unterschiedlichen Zeitpunkten. Jeder Beteiligte hat seine Chronologie und es entstehen Differenzen z.B. darüber, wer wann über welches Ereignis hätte informiert werden müssen. Für wen ist was ein relevantes Ereignis? Endet das Projekt mit dem Vertragsende, der (späteren) Abgabe des Rechenschaftsberichts, der Diskussion,

²⁷ Für den Kommunikations- und Medienwissenschaftler sind diejenigen kulturellen und anthropologischen Veränderungsprozesse besonders einschlägig, die durch *Kommunikationsmedien* eingeleitet werden.

²⁸ Havelock: *The Literate Revolution*; ders.: *The Muse Learns to Write: Reflections on Orality and Literacy from the Antiquity to the Present*. New Haven 1986; Goody: *Die Logik der Schrift und die Organisation der Gesellschaft*. Frankfurt/M. 1990, zuerst Cambridge 1987; Goody u. a.: *Literacy in Traditional Societies*; Ong: *Orality and Literacy. The Technologizing of the Word*. London 1982; Graff: *The Legacies of Literacy: Continuities and Contradictions in Western Culture and Society*. Bloomington (Ind.) 1987.

²⁹ Das Forum »Information Society« und einschlägige Kommissionen der EU haben vielfältige Verfahren erprobt, nicht nur die Vergangenheit und Gegenwart zu verstehen, sondern auch Aussagen zur Zukunft zu machen. Vgl. auch Manuel Castells: *The Information Age: Economy, Society and Culture*. Band 1: *The Rise of the Network Society*. Cambridge/Oxford 1996; Peter Glotz: *Die beschleunigte Gesellschaft. Kulturkämpfe im digitalen Kapitalismus*. München 1999. Werner Rammert: *Technik aus soziologischer Perspektive*. Opladen 1993; Ikujiro Nonaka/Hiroataka Takeuchi: *Die Organisation des Wissens*. Frankfurt/M. 1997.

Akzeptanz oder gar Umsetzung des Berichts?

Veränderungsgeschichte

Die Beantwortung der Frage, was ein wesentliches Ereignis war, hängt meist mit der Feststellung zusammen, ob ein Ereignis eine Veränderung darstellt oder eben nicht.. Um auf dieser gedachten Zeitleiste eine Veränderung festzustellen, braucht es einen Maßstab, der Zustand a und Zustand b vergleichbar werden läßt.. Welche Veränderung strebt das Projekt an, an welchen beobachtbaren Kriterien festgemacht werden? Leitende Fragen für die Veränderungsgeschichtsschreibung sind:

- Wer bewertet was als Veränderung?
- Wie viele relevante Veränderungen gibt es?
- Woran messen die Teilnehmer Veränderungen?
 - Wer akzeptiert diese Kriterien?
 - Wie viele andere Kriterien zur Bewertung von Veränderungen durch ein Projekt in einem Unternehmen gibt es?

Entwicklungsgeschichte

Der dritte Schritt in der Evaluation ist die Bewertung der Veränderung.

Für die Beschreibung von *Entwicklungen* brauchen wir einen dritten Parameter, der die Veränderung bewertet

- Wer bewertet welche Veränderung wie: Als Fort-oder Rückschritt, Entwicklung oder Stagnation, positiv oder negativ?
- Welches Wertmuster muß es zugrundelegen, damit eine solche positive/negative Bewertung entstehen kann?
- Wie ähnlich oder unterschiedlich sind die Werte, die Beteiligten haben?

Eine besondere Attraktivität des triadischen Ansatzes liegt gerade darin, solche Wertmaßstäbe - nicht wertend - zu erheben. Es gilt die Maxime, daß eine Vielfalt von Bewertungskriterien unvermeidlich und deshalb zu respektieren ist.

Historiographie der Projekte

Die Historiographie ist erst das emergente Produkt aus allen drei Prozessen, also von chronologischem Sammeln und Ordnen von Ereignissen, der Analyse von Veränderungen und des Bewertens von Veränderungen und Ereignissen als Entwicklung . Aus dieser Zusammenschau lassen sich Schlußfolgerungen sowohl in Hinblick auf mögliche Krisen in den Organisationen als auch in Hinblick auf ein förderliches Beraterverhalten ziehen.

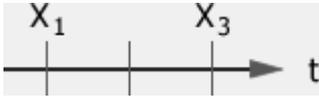
Widerstand der Betroffenen ist beispielsweise in Projekten zu erwarten, wenn

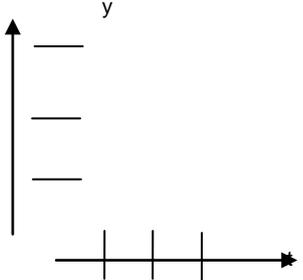
- Beteiligten, die zu späteren Zeitpunkten in das Projekt einsteigen, nicht die Möglichkeit gegeben wird, die Geschichte zu verstehen;
- es verschiedene Maßstäbe gibt, die nicht bekannt sind oder nicht akzeptiert werden;
- die Werte, die hinter den Maßstäben stehen, nicht kommuniziert und respektiert werden.

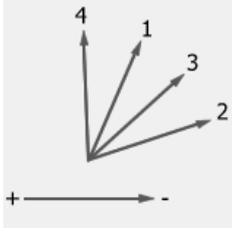
Um hier entgegenzuwirken sollten Führungskräfte und Beraterinnen sich zu Beginn mit den Klienten bzw. den Mitarbeitern über die Chronologie, also die Zeitvorstellungen über den Ablauf verständigen. Dies ist selbstverständlich und geschieht in Form von Zeitleisten mit Meilensteinen allenthalben. Schon weniger üblich ist es, die Veränderung und vor allem den Maßstab zu benennen, an dem man sie messen will. Nicht nur in speziellen Kampagnen, in denen es um die Corporate Identity geht sondern auch in allen anderen Projekten sollte man sich über die Werte, die den Maßstab legitimieren, verständigen. Dazu muß es im laufenden Prozeß neben dem zielbezogenen Projektmanagement ‚Räume‘ geben (Dialog), in denen man sich über Maßstäbe und Werte verständigen kann. Unterbleiben solche Verständigungen, wird nicht klar, wo die Ursachen für Reibungen liegen. Es ist letztlich nicht möglich über die Maßstäbe und Werte zwischen allen Betroffenen eine Einigung zu erzielen, aber es ist schon viel gewonnen, wenn die verschiedenen Standpunkte klar liegen und damit dann auch erst wechselseitig in Rechnung gestellt werden können. Natürlich gehört in diesen Klärungsprozeß auch die Erläuterung des triadischen Historiographiekonzepts.

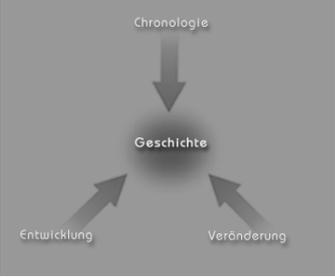
In der Abbildung wird die Beschreibung - oder im Kontext von Beratungen: die Anamnese und Diagnose - von Projektgeschichten tabellarisch zusammengefaßt.

Abb. 11 : Anamnese und Diagnose der Organisationsgeschichte nach dem triadische Historiographiemodell

Analyseschritte	Aufgabe	typische Fragen	Ziel
1 Datensammlung (ungeordnet)	<p>a) Sammlung möglichst vieler Daten zur Organisations-/Kulturgeschichte</p> <p>b) Bei mehreren Teilnehmern können Nennungen zusammengefaßt und nebensächliche Ereignisse zurückgestellt werden.</p>	<p>Welche Ereignisse in der Geschichte der Organisation fallen mir ein?</p> <p>Welche Ereignisse halten wir gemeinsam für wichtig? Unter welchem Begriff lassen sie sich gut zusammenfassen?</p>	<p>Liste von wichtigen Ereignissen/Meilensteinen</p> <p>X_1, X_2, X_3, X_4</p>
2 Chronologische Analyse	<p>a) Reihung der Ereignisse nach dem Prinzip 'vorher'/'nachher' zu einer Ereigniskette</p>	<p>Welches Ereignis war zuerst? Was kam dann? (Passierte in der Zwischenzeit etwas, was vielleicht bei der Datensammlung vergessen wurde?)</p> <p>An welchen Tag, Monat, Jahr passierte das jeweilige</p>	<p>(Möglichst vollständige) chronologische Ordnung der Ereignisse</p> 

	<p>b) Zuordnung der Ereignisse zu einer Zeitachse, i.d.R. nach Datum</p> <p>c) Reflexion der Chronologie</p>	<p>Ereignis? (Eventuell Korrektur der Abfolge!)</p> <p>Gibt es Zeiten, in denen viel/wenig passierte? (Eventuell Chronologie vervollständigen!)</p> <p>Welche Ereignisketten/Zuordnungen zum Kalender sind unklar/auffällig?</p>	
<p>3 Veränderungsanalyse</p> <p>Hilfsmittel: Veränderungsmodelle</p>	<p>a) Klärung des Vergleichsparameters und Homogenisierung der Ereignisse</p> <p>b) Klärung der Skalierung des Parameters und Einordnung der Ereignisse in das Veränderungsmodell; Ggfs. Ermittlung weiterer Veränderungsparameter/-konzepte und erneute Datensammlung</p> <p>c) Reflexion der Organisationsgeschichte als Veränderungsprozeß</p>	<p>Wieso wurden gerade diese Ereignisse ausgewählt? Was ist die Gemeinsamkeit zwischen ihnen, was also der Parameter, unter dem die Ereignisse verglichen werden (sollen)?</p> <p>Woran messen wir Veränderungen? Durch welches Ereignis haben wir (welche Art von) Veränderungen (wann?) bemerkt?</p> <p>→ Meilensteine von Veränderungsprozessen</p> <p>Man kann auch vorab normativ festlegen, unter welcher Perspektive (neben der Zeitachse) die Ereignisse verglichen werden sollen.</p> <p>I.d.R. haben mehrere Berater auch mehrere Veränderungskonzepte. Die Ereignisse werden mehrfach und häufig unterschiedlich bewertet. Welche weiteren Parameter sind für das Verständnis der Prozesse wichtig?</p> <p>Maxima (Höhepunkte) und Minima (Stagnation) der Veränderung? Wann beschleunigte/verlangsamte sich der Prozeß?</p> <p>Sind die Veränderungskurven ähnlich oder gegenläufig? Zu welchen Veränderungsrichtungen gelangen die verschiedenen Modelle?</p>	<p>Die Auswahl der Ereignisse im 1. Analyseschritt ist meist schon von einigen wenigen Veränderungsmodellen bestimmt. Diese (latenten) Modelle gilt es zu erkennen.</p> <p>Einordnung der Ereignisse in das Veränderungsmodell, z.B. in eine Kurve mit der Zeitachse als Basis und einem weiteren Parameter (z.B. 'Produktivität') als y-Achse</p>  <p>Anfertigen mehrerer Koordinatenkreuze und Veränderungskurven</p> <p>Verstehen der Organisationsgeschichte als Produkt von Veränderungsprozessen</p>

<p>4 Entwicklungsanalyse</p> <p>Hilfsmittel: Entwicklungsmodelle</p>	<p>a) Reflexion der Parameter Veränderung Skalierung Bewertung der der ihrer und</p> <p>b) Klärung der Hierarchie zwischen den Parametern/Wertmaßstäben</p> <p>c) Klärung der Grundannahmen und Entwicklungsmodelle</p> <p>d) Einordnung der Ereignisse in die Entwicklungsmodelle</p>	<p>Wie wird die Skalierung des Veränderungsparameters bewertet? Welcher Pol ist negativ, welcher positiv? Welche Bewertungskriterien (Ereignisse) führen dazu, daß wir Veränderungen als Entwicklung erleben (und positiv bewerten)?</p> <p>Wenn die Ereignisse mehr als zwei Parametern zugeordnet werden, welche Hierarchie gibt es zwischen ihnen? Basis ist immer der chronologische.</p> <p>Welche Wertmaßstäbe begründen die positive oder negative Bewertung der Pole des Veränderungsparameters/ sowie die Hierarchisierung der Parameter?</p> <p>⇒ Grundannahmen</p> <p>Welche Entwicklungskonzeption/ Mythen liegen den Bewertungen zugrunde bzw. legitimieren diese?</p> <p>Welche Ereignisse sind Meilensteine für die Organisationsgeschichte, wenn man diese als Entwicklungsprozeß betrachtet?</p>	<p>Selten bleiben Veränderungsprozesse unbewertet. Ziel der Entwicklungsanalyse ist es, zu ermitteln, welche Veränderungen aufgrund von welchen Grundannahmen/Bewertungskriterien als Entwicklung verstanden werden.</p> <p>→ Liste von Grundannahmen (Mythen) über die Organisationsentwicklung.</p>  <p>Verstehen der Organisationsgeschichte als Entwicklungsprozeß.</p> <p>Übergang von der Anamnese der Organisationsgeschichte zu ihrer Diagnose.</p>
--	--	---	--

<p>5 Diagnose der Organisationsgeschichte</p> <p>Hilfsmittel: triadisches Modell der Geschichtsschreibung und ggfs. auch der Kulturgeschichte</p>	<p>Zusammenfassende Betrachtung der Organisationsgeschichte als emergentes Produkt von Chronologie, Veränderung und Entwicklung</p>	<p>Wie verhalten sich die Analyseergebnisse von 2, 3 und 4 zueinander?</p> <p>Wurden wichtige Ereignisse/Veränderungen/Entwicklungen übersehen? Welche Ereignisse lassen sich nicht gut einordnen?</p> <p>(Innovation?) Wo sind Brüche in den Veränderungskurven und den Bewertungskriterien?</p> <p>Schon die Datensammlung wurde durch Zeitvorstellungen, Veränderungsmodelle und Entwicklungsmythen bestimmt. Bei welchen alternativen Modellen würden andere (passendere) Ereignisketten, Veränderungskurven/Entwicklungsziele entstehen?</p>	<p>Vervollständigen der Chronik, der Veränderungskonzepte und Entwicklungsmythen.</p>  <p>Verstehen der Organisationsgeschichte gemäß der triadischen Prozessmodelle</p>
<p>6 Selbstreflexion und Interventionsplanung</p>	<p>a) Klärung des/der Standpunkte, den der/die Betrachter bei ihren Analysen der Organisationsgeschichte eingenommen haben</p> <p>für Berater</p> <p>b) Interventionen planen</p>	<p>Sind die eingenommenen Perspektiven der Betrachter/Berater mit denen der Organisation und wenn ja, mit welchen Abteilungen/Rollen vereinbar?</p> <p>Mit welchen Elementen der Organisation fanden wann Identifizierungen oder Abgrenzungen statt? Übertragungen/Gegenübertragungen?</p> <p>Die Fokussierung welcher Ereignisse, welcher Veränderungsprozesse und welchen Entwicklungsziels würde der Organisation positive Perspektiven eröffnen?</p>	<p>Verstehen der 'Diagnose der Organisationsgeschichte' als historischer Prozeß</p> <p>In die Organisationsgeschichte durch Ereignisse/Handlungen, Veränderungen und Bewertungen eingreifen!</p>

Zusammenhänge zwischen den Konzepten von Historiographie und dem Wandel von Kulturen

Es gibt Zusammenhänge zwischen den Vorstellungen, die sich Kulturen über kulturelle Prozesse machen und den Konzepten von Historiographie. In allen Industrienationen spielen drei Prozeßtypen eine kaum übersehbare Rolle: *Reformieren der kulturellen Bestände, Revolution und Konservieren*. In funktionierenden Demokratien, so könnte man meinen, müßten alle drei Parameter durch Parteien vertreten sein: Revolutionäre, Reformer und Konservative. Die Umsetzung des parlamentarischen Dialogs führte dann zu einer Geschichte, in der alle drei Parameter zur Geltung kommen – in welchem Verhältnis auch immer.

Je nachdem, welche kulturellen Prozesse im einzelnen von wem wie gedacht werden, können die Faktoren kultureller Wandlungsprozesse auch anders benannt werden: Akkumulation, Substitution, Reproduktion; Vernichten und Ersetzen, Verstärken oder Vermindern und Bewahren und Wiederholen.³⁰ Immer aber erweist sich die Kulturgeschichte als das emergente Produkte solcher kooperierender und konkurrierender oder einfach nebeneinanderherlaufender Prozeßtypen. Wie bei allen anderen Triaden auch, befinden sich die Faktoren selten im Gleichgewicht und sie werden auch von den Betrachttern unterschiedlich gewichtet. Industrienationen bewerten Akkumulation und andere Veränderungsprozesse meist positiv, Revolutionen werden nur zeitweise von Subsystemen der Kultur prämiert. Vorindustrielle Kulturen schätzen die Bewahrung von Beständen und Traditionen i.R. höher ein. Kulturen, die ihre dynamische Dimension als Bewahren und Wiederkehr des immer Gleichen beschreiben, erinnern sich lieber der Wiederholungen und festigen ihre Identität durch Rituale.

Die Bewertungsmaßstäbe hinter dem Historiographiemodell

Bei der abschließenden Diagnose der Organisationsgeschichte (5.) und erst recht bei der Interventionsplanung (6.), wie sie im vorigen Abschnitt beschrieben wurde, ist es notwendig, auch ein Konzept über den Wandel in den Organisationen zu berücksichtigen. Dies geschieht am besten, indem die Organisationsgeschichte noch zusätzlich unter der Perspektive eines triadischen Modells von Kulturwandel betrachtet wird. Sie erscheint dann nicht mehr nur als Veränderungsprozeß sondern auch als Prozeß des Bewahrens und Wiederholens (Reproduktion) sowie des Vernichtens und Ersetzens (Revolution). Die Prozesse können im Fließgleichgewicht sein oder ein Prozeß dominiert die anderen. Menschen und Organisationen stehen diesen Prozessen i.d.R. nicht gleichgültig gegenüber, sondern sie favorisieren immer wieder den einen oder anderen. Es findet also nicht ein beständiger Wechsel statt, der durch die anstehenden Aufgaben legitimiert ist sondern gewohnheitsmäßig oder sogar durch Arbeitsplatzbeschreibungen festgelegt wird einer der Prozesse permanent bevorzugt. Entsprechend kommt es zu Charakterisierungen von Mitarbeitern und ganzen Unternehmen als ‚Bewahrer‘, ‚Reformer‘ oder ‚Umstürzler‘.

Selbst ganze Organisationen können sich über kulturelle Subprozesse identifizieren. Aus der ökologischen, von begrenzten Ressourcen ausgehenden Sichtweise sind Innovationen nur als Substitutionen, als Austauschvorgänge, vorstellbar. Prämiert wird bei diesem Herangehen die Reproduktion des Systems, bzw der Organisation. Auch die akkumulativen, verstärkenden oder vermindernenden Prozesse dienen letztlich dem Ausbalancieren von Ungleichgewichten. Es ist wichtig, sich diese Denkstruktur klar zu machen, wenn man es mit alternativen Organisationen im not for profit Bereich zu tun hat. Es ist von vornherein davon auszugehen, daß in allen Organisationen einzelne Gruppierungen einen der drei Haupttypen kultureller Wandlungsprozesse: Bewahren – Erneuern – Optimieren favorisieren. Hinter diesen Prämierungen stehen Werte und Interessen, die es in der Beratung und im Alltag zu berücksichtigen empfiehlt. Die vorgeschlagenen triadischen Konzepte helfen dabei.

³⁰ Vgl. Giesecke: Mythen der Buchkultur, Ffm 2002 S. 32 ff und Der. Die Entdeckung der kommunikativen Welt. Ffm 2007, S. 286 ff.

Es mag abschließend anregend wirken, auch das triadische Denken in die kulturellen Wandlungsprozesse einzuordnen. Innovative Aspekte wurden genannt und dialektische Interpretationen zurückgewiesen, negiert. Viele Triaden erscheinen als Fortschreibung der Gedanken von Wissenschaftlern, als Vervollständigung von Triaden zu Triadentrias, als Reformprodukte. Daneben hat der Blick in die Geschichte auch die uralten Wurzeln der Grundprinzipien freigelegt. Hier sind Renaissance zu entdecken und halb vergessene Traditionen zu bewahren. Die Frage, die jeder einzelne nur für sich beantworten kann, ist jene nach der Bewertung dieses Denkens. Ganz gleich wie die Antwort ausfällt. Sie läßt sich irgendwo in einer Wandeltriade verorten.